



## Der Mord an Shari – Skandal oder Restrisiko?

1992 wurde die kleine Shari in Weißenthurm bei Koblenz brutal ermordet. Gabriele (Gabi) Novak-Oster berichtete über das Verbrechen und deckte Hintergründe auf, die einem Justizskandal gleich kamen.

Über 25 Jahre hinweg berichtete Gabriele Novak-Oster immer wieder über die Situation und das Leiden der Mutter. Ihre Erkenntnis: Die Zeit heilt keine Wunden.

2017 dann eine völlig unerwartete Entwicklung: Das eigentlich erste Opfer, damals ein junges Mädchen, heute eine erwachsene Frau, outete sich. „Ich war das erste Opfer“. Und somit wurde der Skandal noch greifbarer.

Für die Reportage über den Mord wurde Gabriele Novak-Oster mit dem höchsten deutschen Journalistenpreis, dem Theodor-Wolff-Preis des Bundes der Zeitungsverleger Deutschland, in Berlin ausgezeichnet. Ein Preis, der nur einmal im Leben verliehen werden kann.

Das brutale Sexualverbrechen von Weißenthurm wirft viele Fragen auf

Der Mord an Shari: Skandal oder „Restrisiko“?

VON GABI NOVAK-OSTER UND HEINZ PETERLOFF

„Shari weg“ sagt Madeline traurig. Sie und ihre Schwester Shari sind unzertrennlich gewesen, erzählt die Mutter. Und es scheint, als sehe sie die beiden Kinder in diesem Moment vor sich: „Manchmal hatte ich das Gefühl, sie verschwören sich gegen mich, so haben sie zusammengehalten.“

Die Kränze auf Sharis Grab sind verweht, die Schellen von der Sonne gebleicht. Tränen sind getrocknet, neue werden hinzukommen. Für die Töchter, die Schwester, die Freundin, Assi Trauer und vor Wat. Nicht nur, weil das Mädchen sterben mußte, sondern auch wie. Brutal erpresst von einem Mann, der verheiratet wie geständig ist. Haben sich ihm andere schuldig gemacht? Justiz, Mediziner, die Gesellschaft? Der Mord an Shari: Skandal, Tragödie, „Restrisiko“? Der Versuch eines Szenarios.



Shari im Alter von vier Jahren. Sie wurde am 1. Juli 1991 ermordet.



Das Auto, in dem Shari ermordet wurde.

Intensive Kontrolle fehlte: Wer hat sich außer dem Täter schuldig gemacht?

Die Kinder wehren sich und laufen weg

Frank hat sich nicht verhalten, sondern hat sich verhalten. Er hat sich verhalten, weil er sich verhalten hat. Er hat sich verhalten, weil er sich verhalten hat. Er hat sich verhalten, weil er sich verhalten hat.

Die Kinder wehren sich und laufen weg. Sie sind nicht bereit, sich zu unterwerfen. Sie wollen ihre Freiheit zurück. Sie wollen nicht mehr in der Hand des Täters sein.

Die Kinder wehren sich und laufen weg. Sie sind nicht bereit, sich zu unterwerfen. Sie wollen ihre Freiheit zurück. Sie wollen nicht mehr in der Hand des Täters sein.



Der Täter des Mordes an Shari.



Die Familie des Mordopfers.



Die Ermittlungsarbeiten.

„Shari war beim Spiel fast immer die Schnellere.“

„Frank tat, als wäre gar nichts geschehen.“

„Kinder lernen, an die Bibel zu glauben.“

„Frank tat, als wäre gar nichts geschehen.“

„Kinder lernen, an die Bibel zu glauben.“

„Frank tat, als wäre gar nichts geschehen.“

"Der Mord an Shari: Skandal oder Restrisiko?"

„Shari weg“, sagt Madeline traurig. Sie und ihre Schwester Shari sind unzertrennlich gewesen, erzählt die Mutter. Und es scheint, als sehe sie die beiden Kinder in diesem Moment vor sich: „Manchmal hatte ich das Gefühl, sie verschwören sich gegen mich, so haben sie zusammengehalten.“

Von Gabi Novak-Oster

Vergeblich hoffte Irina Weber, daß das zweieinhalbjährige Töchterchen von den schlimmen Ereignissen um Sharis Tod nichts mitbekommen würde. Jetzt spürt sie täglich, wie sehr das Kind darunter leidet: „Madeline ißt nicht mehr, schreit nur noch. Und sie versteckt sich plötzlich.“ Eine neue Sorge. Wieder Angst - diesmal vor der Zukunft.

Und noch ist die Vergangenheit nicht bewältigt. Tausend Dinge sind der 29jährigen Mutter seit Sharis Tod durch den Kopf gegangen. Immer wieder hat sie ihre älteste Tochter vor sich gesehen, hat sie versucht, sich die grausame Tat vorzustellen. Die Minuten, als der Täter Shari in sein Auto zerrte. Als er sich an ihr verging. Als er sie tötete. Bilder, die unvollständig bleiben - bleiben müssen. „Und das ist es, womit ich im Augenblick noch überhaupt nicht klar komme. Ich weiß nicht: Was hat Shari durchstehen müssen? Hatte sie einen Schock? Warum hat sie nicht geschrien, ich war doch in ihrer Nähe? Vielleicht war sie wie gelähmt ...“

Fragen, Vermutungen, Befürchtungen. „Ich habe das Gefühl, als ob sie mit mir reden möchte.“ Auch Irina Weber will reden, und sie will leiden wie ihre Tochter. „Ich möchte dem Mörder in die Augen schauen. Jetzt! Nicht später. Ich möchte wissen: Wer hat meinem Kind gegenüber gestanden? Ich möchte Shari am Grab sagen können: Auch ich habe ihn anschauen müssen. So wie du.“ Shari kann die Worte nicht mehr hören.

Und Mutter Irina wird dem Mörder wohl erst im Gerichtssaal gegenüberstehen. Schon in Kürze –schneller als bei anderen Verfahren - soll Anklage erhoben werden, deutet der Leitende Oberstaatsanwalt, Norbert Weise, an. Vor ihm liegt die „Akte Knöll“, mittlerweile zu einem beachtlichen Stapel angewachsen. Einige Blätter sind vergilbt, zerschlissen, alt. Oft und von vielen Händen gewendet - vor allem in den letzten Tagen.

Aktenkundig ist das Leben eines jungen Mannes, der bereits als Kind kriminell geworden war. Kriminell, weil er - wie sich nach einem zweiten Delikt herausstellte - krank ist. Das Gericht machte deshalb eine Sexual-Therapie zur Auflage. Unbemerkt blieb, daß sie nicht eingehalten wurde. Schlamperei, Überlastung, Verharmlosung oder gar ein Skandal? Und mußte Shari die Folgen tragen? Eine Tragödie.

Drei andere Mädchen waren mit Wunden davongekommen - mit körperlichen und seelischen. Offene Wunden aber hat nicht zuletzt auch die Justiz zu beklagen. Sie ist „angekratzt“, muß die Frage nach einer Mitschuld über sich ergehen lassen - das Peinlichste, was passieren kann: Juristen ermitteln gegen Juristen. Sie werden eine Antwort finden, einen Schuldigen im Namen des Gesetzes vermutlich nicht. Und auch die Frage, ob Shari noch leben könnte, wird niemand beantworten können.

Mit einem klaren Ja haben sich die meisten Menschen in den Hochhäusern der Wilhelm-Schultheiß-Straße von Weißenthurm zu Wort gemeldet: „Man hätte den Kerl früher einsperren müssen!“ Hier, wo die Webers mit 127 meist kinderreichen Familien wohnen, steht man der Tat näher und emotionsgeladener gegenüber als anderswo. Auch, weil die Polizei auf dem Hochhaus-Gelände intensiv recherchiert hat. Für Tage drohte Mißtrauen unter Nachbarn: Ist vielleicht doch einer von ihnen der Mörder? „Es hätte mein Kind sein können“, haben sie alle gedacht und gesagt. Und - so makaber es klingt - dafür gedankt, daß es sie nicht getroffen hat. „Dann wäre ich wahnsinnig geworden“, schätzt Hans-Jürgen Schmitt seine Reaktion ab. Seine Frau Carmen sagt es noch krasser: „Ich hätte mich umgebracht.“ Sie überlegt, denkt an ihre Familie, korrigiert sich: „Vielleicht sagt man das jetzt auch nur so.“

Bei den Schmitts ging Shari ein und aus. Natalie (7) war ihre beste Freundin. Shari sei eher ängstlich, ein verschlossener Typ gewesen. Andererseits fröhlich, obwohl die Familienverhältnisse nicht gerade einfach waren. Vom Vater, einem Ghanesen, lebt die Mutter seit einiger Zeit getrennt.

Viele Freunde hat Sharis Mutter in der Siedlung nicht gefunden. Der Kontakt zu den Schmitts entstand eher zufällig. „Sie hatte zwei Kinder und war wieder schwanger, wir haben drei Kinder. Da hab' ich sie einfach angesprochen.“ Eine Bekanntschaft, „die zwischen Mülleimer und Haustür entstand“. Und sich zu einer richtigen Freundschaft entwickelte - zwischen den Müttern, unter den Kindern. „Wir haben am liebsten Fangen und Verstecken gespielt“, erzählt die siebenjährige Natalie, und neidlos erkennt sie noch heute an, daß Shari fast immer die Schnellere gewesen sei.

„Du weißt, was mit der Shari passiert ist“, fragt Vater Hans-Jürgen eindringlich und schaut

sein Töchterchen mit ernstem Gesicht an. Mehr als einmal haben sie darüber gesprochen. Es könne doch nicht sein, daß ihre Freundin so plötzlich tot sei, habe Natalie auf die schlimme Nachricht geantwortet und hinzugefügt: „Ich habe sie doch so lieb gehabt.“ Fast täglich wiederholt der Vater seither seine eindringliche Frage: „Du weißt doch, wie es passiert ist?“ Natalie wird verlegen: „Warum noch mal, Papa...“

Am Vorabend der Tat wurde im Fernsehen vom Verschwinden eines Jungen bei Celle berichtet. Am nächsten Morgen meldet das Radio seinen Tod. „Ist das der Junge aus dem Fernsehen?“ will Shari von ihrer Mutter wissen. Sie habe das bestätigt und dann ihre Tochter ein- dringlich ermahnt, nie zu einem Fremden ins Auto zu steigen. „Wenn er sagt, deine Mama ist im Krankenhaus, ich bring' dich zu ihr, dann lauf weg. Geh nicht ans Auto, sieh den Mann nicht an!“ Nicht nur an diesem Morgen sei über das Thema gesprochen worden, sagt Irina Weber aufgeregt: „Immer wieder haben wir uns darüber unterhalten, was Männer fertigbringen.“ Und, so glaubt die Mutter: „Shari hat das Gesagte nachvollziehen können.“

Wenige Stunden später steht ihr ein fremder Mann gegenüber. Doch - so haben die Ermittlungen der Polizei ergeben - er fragt nicht lange. Er nimmt das Kind einfach. Shari hat keine Chance, sich dem Zweizentner-Mann zu widersetzen.

Mutter Irina erzählt von der Angst, die sie hin und wieder durch die Stadt begleitet habe. „Wenn Fremde meine Kinder ansprachen, wie niedlich und wie süß sie doch sind - das hat mir nie behagt. Kein Fremder hat das Recht dazu, vor allem kein Mann.“ Und es gab noch etwas, was ihr mißfiel: Mehr als einmal sei sie gefragt worden, ob sie die dunkelhäutigen Kinder adoptiert habe. Nie habe ihr jemand zugetraut, daß sie mit einem Schwarzen verheiratet sei. Immer wieder zitiert Irina Weber die Bibel, verschweigt nicht, daß der Glaube ihr in den schweren Stunden seit Sharis Tod Halt gegeben hat. „Auch Shari habe ich religiös erzogen. Meine Kinder lernen beten und an die Bibel zu glauben.“

Irina glaubt an eine Auferstehung, bei aller Trauer hat sie für die Todesanzeige einen Spruch voller Hoffnung gewählt: „Ich will ihre Trauer in Frohlocken umwandeln, und ich will sie trösten und sie erfreuen, indem ich sie ihrem Kummer entreiße.“ (Jeremia 31,13-17).

Doch niemand war zur Stelle, um Shari ihrem Mörder zu entreißen. Es regnete stark, und kaum jemand war mittags auf der Straße. Shari befand sich auf dem Heimweg vom Kindergarten, nur noch wenige Meter von der Wohnung entfernt, als das Unglück geschah. Gegen halb eins fragte die Mutter bei Schmitts an, ob Shari dort sei. „Zu der Zeit doch nicht, habe ich geantwortet“, erinnert sich Carmen Schmitt, dann habe sie sich auf die Suche gemacht, „weil Shari nie zu spät kam.“

Die Suche ist vergeblich. Als Irina Weber die Polizei anrufen wollte, habe sie noch gesagt: „Mach nicht so einen Aufstand.“ Trotzdem wurde die Polizei alarmiert. Die Stunden vergingen, Shari blieb verschwunden. Der Abend kam. „Je dunkler es wurde, um so mehr haben wir alle geglaubt, daß etwas passiert sein mußte.“ Irina Weber unterbricht: „Ich habe es nach einer halben Stunde gewußt. Eine Mutter spürt so was.“

Zwei Tage später wird Sharis Leiche in der Nähe vom Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich gefunden. Knapp eine Woche später nimmt die Polizei den 23jährigen Schreinergehilfen Frank Knöll aus Koblenz-Rübenach fest. Er gesteht die Tat. Die Einzelheiten schockieren -auch die Polizei: In der Mittagspause verläßt Knöll die Baustelle unmittelbar gegenüber dem Hochhaus, wo Irina Weber mit ihren drei Kindern wohnt. Shari wird ins Auto gezogen, Frank Knöll vergeht sich wenig später an ihr, fesselt das Mädchen und stranguliert es zu

Tode. Die Polizei spricht „von einem ganz schlimmen Gesamtablauf“, bei dem Shari „sehr gelitten“ haben muß. Frank Knöll kehrt auf die Baustelle zurück. Arbeitet an derselben Tür weiter. Keinem Kollegen fällt etwas auf: „Er tat, als wäre nichts geschehen.“ Ein normaler Arbeitstag.

Für die Polizei wird daraus mehr als ein „Fall Shari“. Schon kurz nach Verschwinden des Kindes wird ein Verbrechen vermutet. „Wir hofften, daß es nicht so ist“, erinnert sich Kriminaloberrat Hans-Dieter Hilken. Nicht nur der fachliche Verstand, auch die Zeit spricht dagegen. Sowohl bei der Kripo Kruft als auch bei der Sonderkommission in Koblenz wird mit großer „Opferbereitschaft“ gearbeitet. „Das versteht sich von selbst, irgendwie kann jeder die Situation nachfühlen“, sagt Soko-Leiter Harald Süßenbach.

Die Emotionen steigern sich noch einmal, als der Täter dreimal anruft und einen Hinweis auf die Fundstelle seines Opfers gibt. „Wir waren betroffen, keiner hat was gesagt“, erinnert sich Kriminaloberkommissarin Susanne Hof. „Ohnmacht und Zorn“ empfindet Hans-Dieter Hilken später an der Fundstelle. „Ohnmacht und Zorn, weil das Kind keine Chance hatte.“ Susanne Hof, die eine solche Situation zum ersten Mal erlebt: „Unfaßbar, wenn man an das kleine Würmchen denkt...“ Eine Situation, die nicht verdrängt werden kann - weder bei neuen, noch bei erfahrenen Kollegen. Susanne Hof: „Ich habe sogar davon geträumt, weil ich die Sache nicht verarbeiten konnte.“

Doch es gibt auch „Empfindungen, die man nicht wiedergeben kann“. Es ist der Moment, als der Täter gegenübersteht. Ein Mann, der bereit ist zu reden. Der sogar ein Bedürfnis dazu gehabt habe. „Man bietet ihm einen Kaffee an, eine Zigarette ...“ Frank Knöll soll seine Tat nüchtern und sachlich beschrieben haben - „berichtsmäßig“. Auch das schockiert. Hilken: „Nicht nachvollziehbar.“

Neue Aufgaben helfen über Dinge dieser Art hinweg, sagen alle. Und doch wissen sie: Morgen könnte ein Fall kommen, der ähnlich ist.

Das wissen auch Eltern. Angst nehmen, Mut machen, ohne zu verharmlosen - das hat sich der Kindergarten St. Franziskus zur Aufgabe gemacht. Der Schock über die Tat sitzt tief. Zur Trauer kam zunächst einmal Hilflosigkeit. In den ersten Tagen schwiegen die Mitarbeiterinnen den Kindern gegenüber. Ein Psychologe habe sie schließlich zu Gesprächen ermutigt. In Rollenspielen und Gesprächen, aber auch in Zeichnungen artikulierten die Mädchen und Jungen ihre Ängste. Der große Mann taucht immer wieder auf. Für Shari kam er wirklich.

Zwar wird Frank Knöll durch einen Hinweis aus der Bevölkerung festgenommen, doch auch ohne den hätte er „nie den Hauch einer Chance gehabt“, so Weise. Spätestens nach einer Woche wäre er aufgrund seiner Vorstrafen und der Überprüfung dieser Fälle „drangewesen“.

Genau diese Vorstrafen werfen wenig später die Frage nach einem Justiz-Skandal auf. Selbst Minister Caesar schließt ihn nicht aus. Der „Fall Shari“ ist längst zu einem „Fall Knöll“ oder besser: zu einem „Fall Justiz“ geworden. Die Akte Knöll - ein schlecht inszenierter Krimi mit tödlichem Ausgang?

Schon als 15jähriger bringt Frank Knöll etliche Pfunde auf die Waage, wird gehänselt. „Deutsche Panzer rollen“, sollen die Kinder ihm wieder einmal nachgerufen haben. Frank glaubt, das neunjährige Mädchen, das ihm begegnet, habe zu denen gehört, die ihn ärgerten. Er greift das Kind, hält ihm ein Messer ans Kinn. Das Mädchen wird in einen

Schuppen geschleppt und muß sich ausziehen. Es kommt zu sexuellen Handlungen. Das Mädchen, dem Frank ein T-Shirt über den Kopf gezogen hat, droht damit, nach Hause zu laufen und die Polizei zu alarmieren. Daraufhin beschließt der Junge, sein Opfer zu töten.

Wie er es in einem Film gesehen habe, stößt Frank dem Mädchen einen Holz-Balken auf den Hals. Allerdings bleibt er in einer Leiter hängen, so daß die Gewalt des Stoßes gemindert wird. Das Mädchen schreit vor Schmerz. Frank legt ihm einen Gürtel um den Hals, befestigt ihn an einem Nagel und stößt das Mädchen von einem Balken. Der Gürtel reißt. Das Mädchen hat ein zweites Mal überlebt. Den Versuch, sein Opfer zu erwürgen, bricht Frank mittendrin ab - aus Mitleid, sagt er vor Gericht.

Die Staatsanwaltschaft erhebt Anklage wegen versuchten Mordes. Der damalige Staatsanwalt erinnert sich, „bis zum Letzten gekämpft“ zu haben. Das Gericht beurteilt die Tat anders. Es würdigt den freiwilligen, strafbefreienden Rücktritt von der Tat und verurteilt den Jungen wegen gefährlicher Körperverletzung und sexuellen Mißbrauchs zu drei Jahren und sechs Monaten. Das Gericht beruft sich nicht zuletzt auf ein Gutachten, in dem von gesteigerter Verletzlichkeit aufgrund seiner Körperfülle und einem nicht vorhandenen Selbstwertgefühl die Rede ist. Fazit des Gutachters: Die Verfassung sei „dem juristischen Begriff der schweren seelischen Abartigkeit zuzuordnen“. Die „sexuelle Neugier“ wird fast beiläufig erwähnt. Insgesamt wird eine „eher günstige Prognose“ gestellt. „... zumal er durchaus fähig ist, aus solchen Erfahrungen zu lernen.“ Eine Fehleinschätzung, die auch das Gericht nicht erkennt?

Frank Knöll sitzt weiter in Untersuchungshaft, weil gegen das Urteil Revision eingelegt wird. In dieser Zeit melden sich Rügenbürger: Die einen plädieren dafür, den Jungen aus der Untersuchungshaft zu entlassen. Die anderen fordern eine Beschleunigung des Verfahrens. Ihre Argumente: Frank sei ein „Liebenswerter und hilfsbereiter Junge“, vor allem älteren Menschen gegenüber. Der Pastor ist überzeugt, daß Frank bei seiner Tat unter „überstarkem psychischen Druck“ gestanden habe. Auf keinen Fall sei er jemand, „vor dem die Gesellschaft geschützt werden müsse“. Nachbarn, Lehrer und Kirchengemeinde und eine Bürgerinitiative sammeln hunderte Unterschriften. Öffentlich steht heute niemand mehr gern zu seiner Fürsprache.

Der Revision wird stattgegeben, das Strafmaß bleibt. In der JVA Wittlich macht Frank seinen Hauptschulabschluß, im Mai '87 wird er „bedingt“ entlassen - mehrere Verantwortliche haben eine „positive Sozialprognose“ gestellt. Dem Jungen wird ein Bewährungshelfer zugewiesen, der - so Weise - bei zahlreichen Hausbesuchen eine gute Entwicklung feststellt. Seine Aufgabe, das Selbstwertgefühl des Jungen zu steigern, scheint erreicht: Der Junge beendet seine Lehre, besteht den Führerschein, kauft sich ein Auto, baut sich im Haus der Eltern eine eigene Wohnung aus, wird in die Freiwillige Feuerwehr aufgenommen. Der Bewährungshelfer berichtet von Fortschritten, kann aber eine neue Straffälligkeit nicht ausschließen.

Am 12. Juli 1989 hält Frank Knöll mit seinem Auto an einem Spielplatz in Mülheim-Kärlich. Er lockt zwei neunjährige Mädchen an und versucht, sie ins Auto zu drängen. Die Kinder wehren sich und laufen weg. Knöll baut wenig später einen Unfall und wird festgenommen. Er bestreitet die ihm zur Last gelegte Tat des sexuellen Mißbrauchs. Der Richter verlängert seine Bewährungszeit bis Ende 1992 und ordnet gleichzeitig eine Sexual-Therapie in der Landesnervenklinik Andernach an. Die Kontaktaufnahme sei noch am Tag des Beschlusses erfolgt, sagt der Bewährungshelfer. Dies sei geschehen „im Wissen, um wen es sich handelt“, und, „daß etwas geschehen muß“. Trotzdem kommt es nicht zu der Sexual-Therapie.

Knöll soll bei Dr. Traxler angemeldet werden, dem einzigen Sexual-Therapeuten der LNK. Der Diplom-Psychologe arbeitet - so Leitender Oberstaatsanwalt Weise - jedoch nicht nach der Delegations-Methode, also nicht mit einem Arzt zusammen. Folge: Die Krankenkasse zahlt diese Behandlung nicht, Knöll selbst kann es nicht. Er erhält die Adressen von anderen Therapeuten. Diesmal stehen terminliche Probleme im Weg. Über seinen Hausarzt gelangt Frank Knöll schließlich zu einem Nervenarzt, der seine Aufgabe allerdings „nur“ - so Weise - in sozialer Integration sieht. Der Bewährungshelfer: „Ich hatte nie den Eindruck, daß er sich nicht zuständig fühlt.“

Im Juni vergangenen Jahres bricht Frank Knöll die Therapie ab. Der Nervenarzt sagt, er habe den Bewährungshelfer darüber unterrichtet. Der räumt ein, mehrfach von Arzt und Praxis auf nicht eingehaltene Termine hingewiesen worden zu sein. Knöll sei deshalb von ihm eindringlich ermahnt worden. Im März '91 sei der letzte Anruf des Arztes erfolgt - Schlußfolgerung für den Bewährungshelfer: Es gibt keine Probleme mehr mit seinem Probanden. Zumal der auf entsprechende Fragen immer wieder antwortet, die Gespräche mit dem Arzt brächten ihn gut weiter.

Frank Knöll hält den Kontakt zu seinem Bewährungshelfer nur unregelmäßig, wird auf die Folgen hingewiesen. Der Bewährungshelfer gibt dem Jungen sogar seine Privatnummer, macht Hausbesuche an Samstagen. Frank habe sich mal gesprächsbereit gezeigt, sei aber oft auf Distanz gegangen. Das Thema Sexualität habe er entweder abgeblockt oder albern quittiert. Noch einen Tag vor seiner Festnahme nimmt Knöll telefonisch Kontakt mit seinem Bewährungshelfer auf, ein intensives Gespräch scheitert an anderen Terminen.

Gerade Frank Knöll gegenüber habe sich der Bewährungshelfer „korrekt, engagiert und verantwortungsbewußt“ verhalten, sagt Günter Stendebach, Sprecher der Landesarbeitsgemeinschaft der Bewährungshelfer. Für das öffentliche Anzweifeln von Minister Caesar habe man deshalb kein Verständnis. Gefordert wird eine sachliche Diskussion ohne „offene und versteckte Schuldzuweisungen“.

Das Problem der Überlastung von Bewährungshelfern werde seit Jahren diskutiert, zumal Rheinland-Pfalz mit 77 Probanden pro Bewährungshelfer (im konkreten Fall 49 bei einer Halbtagsstelle) das Schlußlicht im Bundesgebiet sei. Aber, macht Stendebach deutlich, dieser Mißstand dürfe nicht als Ursache im Fall Knöll angeführt werden: „Selbst bei optimalen Bedingungen bleibt ein Restrisiko.“ Zur Zeit stehen im Bereich des Landgerichts Koblenz rund 80 Sexual-Straftäter in der Obhut von Bewährungshelfern.

Die Frage, ob eine Sexual-Therapie dem jungen Mann hätte helfen können, ob gar der Mord an Shari hätte vermieden werden können - niemand weiß die Antwort. Auch der Diplom-Psychologe Dr. Siegfried Traxler in der LNK nicht. Fest steht für ihn nur: „Es gibt gefährliche Menschen mit sexuellem Fehlverhalten. Die meisten Betroffenen sind es jedoch nicht.“

Fast immer könne von „Störungen in der frühen Kindheit“ ausgegangen werden. Die Erziehung sei meist prude, die Angst vor sozialer Ächtung groß. Die betroffenen Menschen lassen sich nach Traxler in vier Gruppen aufteilen. Die beiden ersten (die „Bejahenden“ - wie Homosexuelle - sowie jene, bei denen „die Abweichung im Kopf klar ist“) seien strafrechtlich kein Problem. Anders stuft Traxler die „Abwehr-Gruppe“ und die „Verleugner“ (extreme Form der Abwehr) ein: „Hier kann es zu Straftaten kommen.“

Bei der Suche nach einem „Opfer“ gebe es sogenannte „Schlüsselreize“: Der Mann fährt

an einen Platz, wo er attraktive Frauen sieht - ein Schwesternheim zum Beispiel. Allerdings, sagt der Diplom-Psychologe, sei ein Mord selten beabsichtigt und meist - unter Androhung der Öffentlichkeit - eine Verdeckungstat nach dem Motto: „Wegmachen“.

Eine nicht unbedeutende Rolle räumt Dr. Traxler der Pornographie - speziell mit Kindern - ein. „Beim Anblick der vorgelegten Pornos hat mir oft ge graust“, sagt er und wünscht sich „eine härtere Gangart gegen die Produzenten“. Weiterer Appell: „Der Sexualität muß in der Medizin ein höherer Stellenwert eingeräumt werden.“ Traxel sieht einen „klaren Mangel“ an Fachleuten in Kliniken, bei der Justiz und in Vollzugsanstalten. „Bewährungshelfer bleiben oft im Regen stehen.“ Nicht zuletzt: „Sexuelle Störungen sind als Krankheit anerkannt, deswegen darf eine Therapie nicht an den Kosten scheitern.“ Für eine Sitzung sieht die Gebührenordnung rund 110 Mark vor.

Was den Erfolg einer solchen Therapie betrifft, vertreten Sexual-Therapeuten unterschiedliche Auffassungen. Traxler sieht bei mehr als 50 Fällen, „daß sich etwas bewegt“. Im Einzelfall hält Traxler eine „Sicherung“ einschließlich einer Therapie für notwendig. Durch den Mord an Shari verspricht er sich eine positive Diskussion im Sinne aller Beteiligten. „Trotzdem werden wir mit der Unsicherheit leben müssen.“

Der Mord an Shari: Skandal oder Restrisiko? Menschliches Versagen oder gesetzliche Lücken? Zu wenig Härte oder zu viel Liberalität bei der Justiz?

Schwerste Schuld hat der Täter auf sich geladen. Die Suche nach weiteren Schuldigen wird zur Suche nach Ursachen. Ist es das Elternhaus, die Schule, sind es die Nachbarn? Hätte der Gutachter schon 1985 eine Therapie empfohlen, hätte der Richter ein Versäumnis in dieser Hinsicht bemerkt... Warum spielte die sexuelle Auffälligkeit in diesem ersten Prozeß fast keine Rolle?

Was aber nutzen Auflagen für die Bewährung - Therapie-Zwang –, wenn zwar die Begutachtung des Angeklagten bezahlt, seine Krankheit erkannt, die Kostenfrage der Behandlung aber nicht sofort im Verfahren geklärt wird. Knöll konnte nicht zahlen, ein anderer ergriff keine Initiative. Tödliche Ignoranz? Und was nutzen Auflagen, wenn sie unkontrolliert bleiben - aus welchen Gründen auch immer.

Die Tat des Täters ist - so brutal es klingen mag - auch die konsequente Fortsetzung dessen, was unsere Gesellschaft produziert, duldet und nur halbherzig verfolgt: Pornographie nicht nur mit Jugendlichen, sondern auch mit Kindern. Solange diese Gewalt als Lösung von Problemen gesät wird, darf man sich über die Ernte nicht wundern.

Bei allem Wenn und Aber - ein Restrisiko bleibt. Die Gesellschaft muß sich fragen, ob sie es will. Wenn ja, muß sie es tragen. Aber sie muß darauf vertrauen können, daß alles getan wird, um das Risiko so gering wie nur irgend möglich zu halten. Geschah das? Auf viele Fragen wird es keine Antwort geben. Nur Madeline hat ihre inzwischen gefunden: „Shari tot.“

Rhein-Zeitung, 7. Juli 1992

*Gabi Novak-Oster war es, die 1992 das brutale Sexualverbrechen an der kleinen Shari von allen Seiten beleuchtete, die Geschichte hinter der Geschichte erzählte, kritische Fragen stellte – und für ihre facettenreiche Berichterstattung mit dem Theodor-Wolff-Preis bedacht wurde.*



berühren." Manchmal nimmt Irina Weber eines der unzähligen Fotos ihrer Tochter in die Hand. "Da wird es plötzlich glühend heiß. Das Bild wird lebendig." Für Momente. Dann wieder empfindet die Mutter Wehmut, Ohnmacht und Wut. "Die Gefühle ändern sich nicht. Und sie lösen sich nicht auf, das macht mich manchmal richtig wütend. Ich bin in der Welt Shari gefangen." Ein Leben mit Shari. Aber was heißt Leben? "Ich lebe nicht mehr, ich existiere."

Irina Weber redet viel vom Damals, sie tut es seit zehn Jahren. "Ich weiß, dass ich andere damit belästige." Ihr aber wird eine Last genommen. Und: "Es ist das Einzige, was ich für Shari noch tun kann. Deshalb will ich nicht schweigen."

Noch immer hängt Sharis großes Baby- Foto an der Wand; in dem kleinen Zimmer wohnt Madeline, die zwölfjährige Tochter. "Shari und Madeline ähneln sich, sie könnten Zwillinge sein. Aber da fehlt was." Shari. Wie würde sie heute aussehen? 16 wäre sie. Lebensfroh? Vielleicht verliebt? Oft hat die Mutter darüber nachgedacht. Es bleibt nur die vage Vorstellung über Madeline.

Auch für die zweite Tochter und Sohn Fabrice, der bei Sharis Tod zwei Monate alt war, ist vieles anders geworden. "Alles hat sich verschoben, die Rollen haben sich verändert. Madeline war plötzlich die Älteste, sie hat einen Teil ihrer Kindheit verloren." Irina Weber stockt. "Es tut mir weh, dass die Kinder unter meinem Trauma, unter meinem Verhalten, unter meinen Depressionen leiden. Auch die Kinder sind Opfer. Jetzt nach zehn Jahren merke ich, dass sie ganz schön was abgekriegt haben." Plötzlich muss die Mutter lachen. "Madeline kennt mich genau. ‚Denkst du wieder an Shari?‘, fragt sie manchmal, wenn wir beim Essen zusammensitzen - und hat natürlich Recht."

In den Träumen der Mutter taucht Shari nicht auf. "Zwei Mal habe ich von ihr geträumt, gleich nach ihrem Tod. Shari saß im Gefängnis und war angeklagt, ihren eigenen Mörder umgebracht zu haben. Sie saß auf einem Höckerchen, sah mich an und lachte: ‚Mama, sei doch nicht traurig, ich bin froh, dass ich ihn umgebracht habe.‘ Zwei Mal diesen Traum." Stille. "Und dann habe ich, bis heute, nie wieder von Shari geträumt. Ganz schlimm, ich sehne mich so sehr danach."

Stattdessen neue Fragen: "Wieso erinnere ich mich nicht? Liebe ich Shari nicht genug?" Der anerkannte Psychotherapeut Hartmut Jatzko aus Kaiserslautern beruhigt. "Er sagte, gerade weil ich mir das Kind so sehr zurückwünsche, kann ich nicht träumen." Die Mutter hat eine zweite Erklärung, auch was ihre ständigen Schmerzen betrifft, die ausschließlich psychosomatisch sind. "Es ist ein Phänomen, wie der Körper krank wird. Ich hätte die Schmerzgefühle nicht, wenn ich nicht lieben würde. Es ist ja kein egoistischer Schmerz: Man hat mir mein Kind weggenommen! Es ist echter Liebeskummer. Wenn ich darüber nachdenke, eigentlich etwas Wundervolles. Die Liebe zwischen Mutter und Kind ist wohl einmalig."

Eine schöne Erklärung für Schmerzen und Gefühle, findet Irina Weber. Aber schon im nächsten Moment Zweifel. "Warum finde ich meinen Frieden nicht? Warum fühle ich so? Warum gibt es kein Medikament, das das aufhören kann? Damit ich wieder leben kann. Wieso lebe ich nicht mehr?" Pause. "Aber dann denke ich: weil du so sehr liebst. Das ist der einzige Grund."

Die 38-Jährige sitzt auf dem Balkon der kleinen Mietwohnung und genießt den Blick auf Bäume. "Im Herbst und im Sommer - immer ist es schön." Irina Weber spricht ehrfürchtig von der Schöpfung, sie ist ein religiöser Mensch. Die Auferstehungshoffnung ist Trost nach Sharis Tod gewesen. "Ich sehe sie wieder, unter gerechteren Verhältnissen."

Welches Strafmaß konnte dem Täter gerecht werden? Frank Knöll wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Das Koblenzer Schwurgericht sprach dem 23-jährigen Tischler die volle Schuldfähigkeit an dem grausamen Mord zu. Seine Strafe verbüßt Knöll in der

Justizvollzugsanstalt Diez. Die Anfrage unserer Zeitung wegen eines Gespräches blieb unbeantwortet. Reden möchten auch seine Eltern nicht. Sie leiden noch immer unter dem Geschehen, wissen Bekannte, haben regelmäßig Kontakt zu ihrem Sohn.

"Wieso höre ich nichts von den Eltern, von der Familie? Warum nicht?" Fragen wie diese hat sich Irina Weber oft gestellt. Antworten hat sie nie gefunden. "Die Eltern sind die einzigen Personen, die mir mitteilen könnten, wie sich ihr Sohn zu dem Geschehen äußert. Nur die Eltern können mir sagen, was ihr Sohn im Nachhinein empfindet. Ob er Reue zeigt. Ob er sich über mich Gedanken macht." Die gerade noch aufgebrachte Stimme von Irina Weber ist plötzlich ungewohnt ruhig. "Es geht nicht darum, den Eltern Schuld zu geben, das steht mir nicht zu. Keine Mutter erzieht ihren Sohn zum Mörder. Natürlich beschäftige ich mich auch mit dem Leid dieser Eltern." Pause.

"Manchmal frage ich mich, ob die Eltern Angst vor mir haben. Ob sie mich verurteilen, weil ich ihn angreife und manchmal auch hasse? Natürlich beschäftigt mich das. Warum hat er in den zehn Jahren nicht ein Mal zum Ausdruck gebracht, dass es ihm Leid tut?" Den Namen Frank Knöll spricht Irina Weber nicht aus. "Er" sagt sie. "Wahrscheinlich fühlt er sich als Opfer."

Könnte die Mutter dem Täter irgendwann verzeihen? "Nein", sagt sie spontan und leise. "Verzeihen geht nicht, so lange er nicht wirklich bereut und das durch Taten zeigt. Aber ich fühle keine Sühne."

Ihre "größte Wut", sagt die 38-Jährige, richtet sich aber gegen den Richter, der Frank Knöll 1989 nach einem zweiten Sexualdelikt nicht ins Gefängnis zurückgeschickt hatte, sondern die laufende Bewährungszeit verlängerte - bis zum 30. Dezember 1992. Shari starb ein halbes Jahr davor. Zu "lasch" sei "er" von der Justiz bei den vorherigen Verfahren behandelt worden. Nach zehn Jahren sitzt der Schmerz darüber tief.

Weh tut noch heute der Kampf ums Recht. Fünf Jahre nach der Tat erfuhr die Mutter "zufällig", dass ihr eine Opferentschädigung zustehe. "Bei einem solch öffentlichen Verbrechen hätten die Verantwortlichen mich doch ansprechen müssen." Die Folge: Entschädigt wird Irina Weber erst vom Zeitpunkt der Antragstellung 1997 an - die fünf Jahre zuvor, die fünf Jahre nach dem Tod der Tochter, ist sie amtlich kein Opfer. Und wo kein Opfer, da auch keine Entschädigung.

Hat sie sich verändert? "Ich bin frech!" Da lacht Irina Weber. Es folgt eine nachdenkliche Suche nach dem Befinden. "Hart. Unbequem und nicht gerade sympathisch. Provozierend. Zweifelnd." Sie sieht gut aus. "Wie es drinnen ist, ahnt niemand", sagt sie und klopft auf die Brust. Die Wohnung ist gemütlich eingerichtet und blitzblank sauber. "Krankhafter Zwang. Ich zerstöre mich mit Arbeit. Ich muss, muss, muss." Ruhe findet die 38-Jährige nur selten. Mehr als damals spürt sie eine Unruhe im Bauch. "Ich hätte Shari nicht alleine gehen lassen dürfen."

Seit dem Tod der Tochter versetzt jedes Verbrechen an einem Kind einen tiefen Stich. "Es brennt. Ich leide mit und weine mit. Ich bin den ganzen Tag kaputt, wenn ich so was höre." Die Mutter hat zu gleich Betroffenen Kontakt gesucht, andere zu ihr. "Jeder von uns fühlt sich verstanden mit seinen Gefühlen. Wir merken: Keiner von uns ist durchgeknallt. Alles, was wir tun und sagen, ist ganz normal."

Irina Weber freut sich heute an Kleinigkeiten - an der Sonne, dem Vogelgezwitscher, am herrlich grünen Wald. Sehnsüchte sind geblieben. Die Sehnsucht, genießen und entspannen zu können. "Ich möchte wieder leben."

Keiner kann vergessen. Das Verbrechen an der sechsjährigen Shari machte die Öffentlichkeit wütend und ängstlich. Die Suche nach dem Täter, der Rückblick auf mögliche Versäumnisse, die Verhandlung vor dem Koblenzer Schwurgericht - es waren

emotionale und von kritischen Diskussionen begleitete Monate.

Der Mord an Shari Weber - für die polizeilichen Ermittler mehr als ein Routine-Delikt. "Wenn ein Kleinkind nur vermisst wird, tönen bereits die Alarmglocken", sagt Kriminaldirektor Dieter Hilken vom Polizeipräsidium Koblenz. Er leitete die Sonderkommission "Shari" und weiß zehn Jahre später: "Das Geschehen holt einen immer wieder ein."

Einen Tag nach Sharis Verschwinden hatte sich ein anonymes Anrufer drei Mal gemeldet und die Polizei zum roten Turm nahe dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich geschickt. Sharis Fundort. Dieter Hilken erinnert sich an einen Gedanken während der Fahrt: "Wie kommt sie dahin?" Was er und die Kollegen dann sahen, möchte er nicht mehr beschreiben. Es war grausam - selbst für einen erfahrenen Ermittler wie Hilken. Es sei besser, im Dienst keine Emotionen zu offenbaren, sagt er, schon gar nicht dürfe das gegenüber Tatverdächtigen sein. "Aber wir haben natürlich auch unsere Empfindungswelten." Und gesteht: "Ja, ich habe Gefühle gezeigt, diese Freiheit habe ich mir genommen." Als Shari gefunden wurde, habe er Ohnmacht und Wut empfunden, "für ein Weiterdenken war in diesem Augenblick kein Raum".

Niemand in der Soko musste motiviert werden, nach dem Täter zu suchen. Zehn Tage lagen zwischen dem Verschwinden Sharis und dem Geständnis des Mannes, der sie missbraucht und getötet hatte. Die Polizei ging 3000 Spuren nach, "spulte das System ab", verteilte Flugblätter, erlebte Höhen und Tiefen. Sie nahm von mehr als 20 "Zeugen" Fingerabdrücke und Stimmproben. Ein Hinweis aus der Bevölkerung führte schließlich zu Frank Knöll. "Wir haben aufgeatmet", sagt Dieter Hilken.

Kriminaloberkommissar Michael Lock hat bis heute nicht vergessen, wie schwer es für ihn und andere war, das Geschehen zu verarbeiten. "Da sind bei manchem Tränen gelaufen." Es habe gut getan, mit den Kollegen zu reden und zu wissen: "Ich stehe mit den Problemen nicht alleine da." Er selbst habe zu Hause erst einmal seine beiden Kinder in die Arme genommen und gedrückt, erinnert sich Lock.

Der Mord an Shari Weber - er wird für den Bewährungshelfer von Frank Knöll zu einer persönlichen Geschichte. Zurückblicken will der heute 55-Jährige anonym.

Wie konnte es geschehen, dass Knöll die vom Gericht auferlegte Therapie nicht einhielt? Die Antwort war für manch einen schnell gefunden: Der Bewährungshelfer hatte nicht ausreichend kontrolliert. Wie denn bei einer Halbtagsstelle und 49 Probanden? Der Tod von Shari deckte diesen Missstand auf und setzte Diskussionen in Gang. An den Zahlen hat sich nicht viel geändert: Im Schnitt kommen in Rheinland-Pfalz auf einen Bewährungshelfer 92 Probanden. Die "Helfer" sind also weiterhin nicht mehr als Kontrolleure.

Aus Überzeugung war er Bewährungshelfer geworden - "Menschen unterstützen, egal, in welcher Situation sie sind". Auch einen wie Frank Knöll, obwohl Sexualstraftäter wegen der hohen Rückfallquote nicht "beliebt" waren - zwei Mörder gegen einen Sexualstraftäter, hieß es unter Bewährungshelfern.

Fakt war: Frank Knöll brach seine Therapie ab. Ob er Shari nicht getötet hätte, wenn die Auflagen erfüllt worden wären? "Natürlich habe ich mir oft diese Frage gestellt", sagt sein Bewährungshelfer. Die Antwort fand er nicht. "Aber ich wusste, dass Fragen an mich kommen würden." Vor allem von den Vorgesetzten. Die Frage nach der Überbelastung von Bewährungshelfern stellte niemand.

Das vom Justiz-Ministerium eingeleitete Ermittlungsverfahren gegen Knölls Bewährungshelfer wurde später eingestellt. Der Vorgesetzte mahnte den Sozialarbeiter ab. Der klagte dagegen. Vergeblich. Da kündigte er, und sagt heute: "Es war eine

Erlösung." Der Bewährungshelfer hatte die Konsequenzen nicht nur wegen der persönlichen Betroffenheit gezogen. Viel mehr hatte ihn berührt, dass eine Kollegin ihren Beruf aufgeben und in psychologische Behandlung musste. Und dass ein Kollege, der ihm Frank Knöll als Probanden anvertraut hatte, nur kurz nach den Ereignissen einem Herzinfarkt erlag.

Der Mord an Shari Weber - da waren schnell Rufe nach der Todesstrafe laut geworden. Wut und Angst machten Laien zu Richtern, und ihr Strafmaß beugte das Gesetz über menschliches Leben hinweg.

Für das Koblenzer Schwurgericht war es kein üblicher Prozess. "Vom Rechtlichen gar nicht so schwierig", erinnert sich der Vorsitzende Richter Rudolf Nattermann. Der Täter war weitgehend geständig, und wo er es nicht war, gab es eindeutige Beweise. Dennoch: Jede Wortwahl, jede Formulierung musste wohl überlegt sein. "Von mir wurde große Sensibilität verlangt. Ich wusste: Die Opfer sitzen im Raum, Mutter und Vater. Da darf ich nichts sagen, was von ihnen falsch aufgefasst werden könnte. Sie durften sich nicht verletzt fühlen."

Andererseits blieb Rudolf Nattermann seinen Prinzipien treu: "Auch der Täter ist ein Mensch." Außenstehende konnten das nicht immer nachvollziehen, es gab Morddrohungen gegen Frank Knöll, und der Vorsitzende Richter ermahnte öffentlich: "Man kann keine Barberei mit einer anderen vergelten." Nattermann hielt sich - wie in unzähligen Prozessen zuvor - an seine innere Richtschnur: "Ich habe mich in die Lage versetzt: Wie würdest du empfinden, wenn es dir passiert wäre?" Wie als Täter, der für seine folgenschwere Veranlagung nichts kann? Wie als Opfer: Shari, die sterben musste; die Eltern, die ihre Tochter verloren.

Das Schlimmste war für Rudolf Nattermann, heute 72, die grausamen Fakten wiederholen zu müssen - bei der Vorbereitung der Anklage, bei der Schilderung der polizeilichen Vernehmung, beim Aktenstudium, bei der Vernehmung des Angeklagten, in der Urteilsbegründung. "Das zermürbt einen." Doch seine Gefühle als Mensch durfte er der Öffentlichkeit nicht zeigen.

Lebenslange Haft, so lautete das Urteil. Rudolf Nattermann vermied es, noch einmal alle Einzelheiten der Tat zum Ausdruck zu bringen. Ein Satz aber sagte alles: "Hier sitzt ein Mensch, der all das getan hat, was uns, wenn wir nur daran denken, die Kehle abdrückt und die Tränen in die Augen treibt." Da hatte er nicht nur als Vorsitzender Richter, sondern auch als fünffacher Vater gesprochen.

Die Chronik des Verbrechens

10. Juni 1992: Shari verlässt mittags den Kindergarten in der Kirchstraße in Weißenthurm und macht sich auf den Heimweg. Nach 12.30 Uhr wird sie vermisst. Ihre Mutter Irina Weber schaltet die Polizei ein.

11. Juni 1992: Polizei und Feuerwehr suchen nach Shari, setzen Hunde ein, durchkämmen das Gelände. Die Polizei schließt ein Verbrechen nicht aus. Gegen 21 Uhr meldet sich ein anonymes Anrufer drei Mal bei der Polizei in Krufft und nennt den Platz, an dem das Mädchen liegt: ". . . an dem Kernkraftwerk, in der Nähe von dem roten Turm." Dort wird Shari eine halbe Stunde später gefunden. Ermordet.

12. Juni 1992: Die Suche nach dem Mörder läuft auf Hochtouren. Der Sonderkommission "Shari" beim Polizeipräsidium Koblenz gehören bis zu 50 Personen an. Das Tonband mit der anonymen Stimme kann im nördlichen Rheinland-Pfalz kostenlos abgehört werden. Die Analyse hat ergeben, dass es sich um einen jungen Mann aus dem Raum Koblenz handeln muss. Die Staatsanwaltschaft setzt eine Belohnung von 5000 Mark aus.

13. Juni 1992: Zehntausende Bürger hören das Band mit der Stimme des mutmaßlichen

Mörders ab. Bei der Polizei gehen zahlreiche Hinweise ein. Die heiße Spur bleibt aus.

17. Juni 1992: Der entscheidende Hinweis auf den mutmaßlichen Täter Frank Knöll aus Rübenach. Die Polizei recherchiert, stößt auf das Vorleben des Tischlers: Er war 1985 wegen sexuellen Missbrauchs einer Minderjährigen zu einer dreieinhalbjährigen Jugendstrafe verurteilt worden. Ein Teil der Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt. Die Bewährungszeit wurde verlängert, nachdem Knöll 1989 versucht hatte, zwei Mädchen in sein Auto zu locken. Außerdem sollte er sich einer Sexualtherapie unterziehen.

19. Juni 1992: Frank Knöll wird festgenommen. Er gesteht, Shari missbraucht und getötet zu haben. Das Vorleben Knölls wird über Monate hinweg zum Politikum.

3. Dezember 1992: Prozessbeginn vor dem Koblenzer Landgericht. Sharis Eltern treten als Nebenkläger auf. Das Interesse der Öffentlichkeit ist enorm.

16. Dezember 1992: Das Gericht hält den Angeklagten für voll verantwortlich für den Mord an Shari. Frank Knöll muss lebenslang in Haft.

### Wenn Kinder Opfer werden

Die Chronik der Verbrechen an Kindern in den vergangenen zehn Jahren liest sich grauenvoll - und ist längst nicht vollständig:

10. Juni 1992: Shari wird ermordet.

21. August 1992: Stefanie Spies (3) aus Peterslahr (Kreis Altenkirchen) wird Opfer eines Sexualverbrechens. Der "Bartmann" (35) erhält eine lebenslange Strafe.

26. August 1993: Auf dem Weg zur Schule verschwindet bei Aachen ein 13-jähriges Mädchen. Die verkohlte Leiche wird in einem Waldstück gefunden.

18. März 1995: Melanie (16) aus Brandenburg wird auf dem Heimweg von der Disko verschleppt, missbraucht und nach drei Tagen in einer Wohnung erwürgt.

3. November 1995: In Haldensleben in Sachsen-Anhalt verschwindet die siebenjährige Maria auf dem Weg zur Schule. 13 Tage später wird ihre Leiche gefunden - ein Sexualdelikt.

2. Februar 1996: Die sechsjährige Elmedina aus dem Kosovo kommt in Siegen nicht aus dem Kindergarten heim. Die Leiche des brutal vergewaltigten Kindes wird eine Woche später im Wald gefunden. Die spätere Vergewaltigung von zwei zwölfjährigen Mädchen führt zum Täter: Ein 43-Jähriger gesteht.

11. Mai 1996: Beim Ausführen eines Hundes wird Claudia (11) aus Grevenbroich entführt. Zwei Tage später wird ihre Leiche auf einem Feldweg gefunden. Der Täter hatte das Kind vergewaltigt, erdrosselt und angezündet.

11. Juni 1996: In Wardenburg bei Oldenburg verschwindet die 13-jährige Ulrike. Ihr Schicksal ist bis heute rätselhaft.

20. September 1996: Natalie (7) aus Bayern wird von einem einschlägig Vorbestraften entführt, missbraucht, gewürgt und bewusstlos in den Lech geworfen. Die Leiche wird zwei Tage später entdeckt.

11. Oktober 1996: In Leverkusen wird die 14-jährige Sabine auf dem Schulweg überfallen, sexuell missbraucht und getötet. Täter ist ein 25-Jähriger.

10. Januar 1997: Die zehnjährige Kim aus Varel in Niedersachsen wird tot in einem Waldstück am Rande einer Autobahn bei Amsterdam gefunden. Als Mörder wird der 34-jährige Rolf Diesterweg aus dem Westerwald zu lebenslanger Haft verurteilt.

14. Januar 1997: Die Leiche der zehnjährigen Ramona aus Jena wird im Wald bei

Eisenach gefunden. Ramona war am 15. August 1996 auf dem Heimweg von der Schule verschwunden.

Juli 1997: Im Keller des Hauses ihrer Großeltern in Prenzlau (Brandenburg) wird die neun Jahre alte Loren von einem aus dem selben Ort stammenden 19-Jährigen missbraucht und umgebracht.

28. Juli 1997: Einen Tag nach dem Sexualmord an einem elfjährigen Mädchen in Ludwigshafen wird ein 25-jähriger türkischer Zeitschriftenwerber als Täter verhaftet. Er legt ein Geständnis ab.

4. September 1997: Im hessischen Alsfeld wird ein sechsjähriger Junge ermordet. Zwei Tage später wird der Täter gefasst. Er hatte sein Opfer vom Sehen gekannt und es aus dem Schwimmbad mitgenommen, um ihm angeblich einen Teich zu zeigen.

11. März 1998: In einem Kiesteich bei Peine wird die Leiche des 13-jährigen Markus entdeckt. In einem Indizienprozess wird ein 19-Jähriger verurteilt.

21. März 1998: Jäger finden im Emsland die Leiche der elfjährigen Christina, die sexuell misshandelt wurde. Der Täter wurde bei einem Massen-Gentest entlarvt.

2. September 1999: Johanna (8) wird im hessischen Bobenhausen vermisst. Sieben Monate später wird ihre Leiche an der Autobahn gefunden.

21. Dezember 1999: Die 14 Jahre alte Stefanie aus Sachsen-Anhalt wird von zwei 18-jährigen Lehrlingen sexuell misshandelt, erdrosselt, mit Benzin übergossen und angezündet.

5. Oktober 2000: Alexandra (6) aus Filderstadt verschwindet auf dem Weg zur Kindertagesstätte. Im Januar 2001 wird ihre Leiche gefunden.

22. Februar 2001: Die zwölfjährige Ulrike aus Eberswalde wird vermisst. Am 8. März wird im Wald ihre Leiche entdeckt. Ein 25-Jähriger gesteht die Tat.

7. Mai 2001: Peggy aus Oberfranken kommt von der Schule nicht nach Hause. Sie wird bis heute vermisst.

28. Juni 2001: Adelina (10) aus Bremen verschwindet. Im Oktober wird ihre Leiche gefunden.

29. Juni 2001: Julia aus Biebertal wird vermisst. Die Leiche der Achtjährigen wird wenige Tage später unter einem brennenden Holzstapel gefunden.



bei unerträglichen Rückenschmerzen zu helfen. Das Leiden begann ein Jahr nach Sharis Tod. „Der Schmerz kommt aus der Psyche“, hat Irina Weber erfahren und kann nicht widersprechen. „Das Leben wird zum Marathon.“ Immer wieder, sagt sie, hat sie was reingekriegt. Aber deswegen aufgeben? Nein. Die Mutter weiß: „Shari würde kämpfen.“

Irina Weber kämpft seit 25 Jahren. Um Sharis Würde vor allem, betont sie. Gegen ein Verbrechen, das mit einer Vergewaltigung und unbeschreiblichen Qualen beginnt und mit einem brutalen Mord endet. Kämpfen muss sie auch gegen die „furchtbare Einsamkeit“ und nicht zuletzt um eine finanzielle Entschädigung. „Ich musste immer wieder durch alle Instanzen, musste klagen, fühlte mich gedemütigt.“ Das klingt verbittert. Weh tut nicht zuletzt der Vorwurf, sie schlage durch öffentliche Auftritte Kapital aus Sharis Tod.

Kraft geben bis heute Sharis Geschwister. Ihr Bruder Fabrice, zur Zeit der Tat fünf Monate alt. „Mit ihm war Shari seelenverwandt, feinfühlig und sensibel.“ Schwester Madeline ist heute Sozialpädagogin und hat eine Familie. „Sie und Shari waren sich zum Verwechseln ähnlich.“ Die Mutter zeigt ein aktuelles Foto von Madeline, eine bildhübsche Frau. „So wie ihre Schwester würde Shari heute wohl aussehen.“ Das tröstet und schmerzt gleichermaßen. „Wo sind die 25 Jahre?“, fragt die Mutter und findet wieder einmal keine Antwort. Oftmals zitiert sie Stellen aus der Bibel, klammert sich an die Verse. Es ist spürbar, dass ihr der Glaube hilft.

Der Schock über Sharis Tod aber mag nicht weichen. Die Mutter ist sicher: „Er wird bleiben, mein Leben lang.“ Es tut ihr gut, sich mit Eltern auszutauschen, die ein ähnliches Schicksal durchmachen. „Wenn ich mit ihnen spreche, merke ich: Dein Verhalten ist ganz normal.“ Das Hadern, das Weinen, das Trauern, das Grübeln. Die Wut.

Irina Weber hat sich verändert. Ihre Haare sind ergraut, ihre Gangart ist schwerfällig. In der Wohnung hängen Fotos ihrer Kinder, natürlich auch von Shari. „Beim Abstauben krieg ich jedes Mal Heulkrämpfe, dann bin ich fix und fertig.“ Pause. Die Mutter hat Erinnerungen an die ermordete Tochter in eine Kiste gepackt: ihre ersten Schuhe, ein Kleidchen, zwei Puppen. Acht Zöpfe stecken in einem Briefumschlag. „Wenn ich sie in die Hand nehme, denke ich: schlimm.“ Pause. „Wie schlimm, das kann ich nicht ausdrücken.“ Wie oft sehnt sie sich danach, Shari lachen zu sehen. Sich mit ihr zu streiten und zu versöhnen, sie in den Arm zu nehmen.

25 Jahre – Irina Weber wiederholt die Zahl. „Das kann doch gar nicht sein.“ Ein Zeitgefühl hat sie nicht. Weiß nur: „Jeden Tag fällt der Name Shari. Jeden Tag.“ Ihre eigene Zeitrechnung – vor dem Mord und nach dem Mord. „Shari ist Kind geblieben, mein Kind.“ Die Tochter wäre heute 31 Jahre alt, „aber für mich bleibt sie immer die Kleine. Ich funktioniere eben als Mutter.“ Und genau deshalb quält Irina Weber oftmals die Frage: „Trage ich vielleicht eine Mitschuld?“ Sie erinnert sich an den Morgen des 10. Juni, als sich die Tochter mal wieder gedankenverloren auf den Weg aus der Hochhaussiedlung in den nahe gelegenen Kindergarten macht. „Warum habe ich sie allein gehen lassen?“ Sie weiß: Weil die Tochter es so wollte und es auch konnte. Doch die Fragen lassen die Mutter bis heute nicht zur Ruhe kommen. Und noch etwas geht ihr durch den Kopf: Momente, als sie selbst von den Ermittlern verhört wird. „Glaubten die, ich als Mutter hätte Shari etwas angetan?“ Polizeiroutine, die verletzt.

Irina Weber darf nicht alle Ermittlungsakten lesen und nur wenige Tatfotos ansehen. Sie soll geschützt werden, weiß aber um die Brutalität des Verbrechens, kann bis heute nicht begreifen: „Wie schafft es ein Mensch, mit dieser Schuld zu leben?“ Die Mutter belastet auch die Unsicherheit: „Was hat Shari wahrgenommen?“ Sie soll nach der Vergewaltigung ihrem Peiniger gedroht haben: „Das sag ich meiner Mama.“ Und gefleht haben: „Mama, hilf mir.“

Shari kommt nicht mehr nach Hause. „Wenn ein Kind ein, zwei Stunden verschwunden ist, gibt es immer noch Hoffnung, es zu finden“, sagt Hans-Dieter Hilken. Der damalige Kriminaloberrat beim Polizeipräsidium Koblenz weiß aber auch: „Je mehr Zeit vergeht, um so schwieriger ist es.“ Die Suche nach dem Mädchen wird von Hunden unterstützt, bleibt aber erfolglos.

Am 11. Juni gegen 21 Uhr gehen bei der Polizei in Krufft drei anonyme Anrufe mit Hinweis auf die Fundstelle von Shari ein. Sie soll am roten Turm nahe dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich liegen. Hans-Dieter Hilken fährt mit raus, wie immer bei einem schweren Verbrechen. Doch was er an diesem Abend sieht, möchte er heute nicht mehr in Worte fassen. Seine Gefühle sind kurz beschrieben: „Wut und Ohnmacht.“ Die Sechsjährige wurde missbraucht, gequält, ermordet.

Das Opfer ist gefunden, Spuren sind gesichert. Jetzt sucht eine 50-köpfige Sonderkommission den Täter. „Alle waren hoch motiviert und engagiert.“ Das Band mit der anonymen Stimme läuft mehrmals am Tag im Radio, doch Hilken hört es noch intensiver an der Seite von Hermann Künzel, der die Abteilung Sprecherkennung beim Bundeskriminalamt aufgebaut hat. Jetzt will der Experte sich ein Bild von Sharis mutmaßlichem Mörder machen. Im Kämmerlein, ungestört von allem, spielt er die Anrufe immer wieder ab, zerlegt regelrecht jeden Satz. „Seine Analyse ergab, dass es jemand aus der Region sein musste.“ Er wird richtig liegen.

Die Telefonaktion mit der Stimme des Täters bringt 3000 Anrufe, jeder einzelne muss überprüft werden. Von mehr als 20 Personen werden Fingerabdrücke und Stimmproben genommen – ohne Erfolg. Tage vergehen.

Hans-Dieter Hilken hat in seiner mehr als 40-jährigen Berufslaufbahn brutale Dinge gesehen und erlebt, im Rückblick aber bleibt er sachlich: „Bei Kapitalverbrechen gibt es keinen Stellenwert, alle werden intensiv bearbeitet.“ Und doch setzt die Ermordung von Shari bei ihm neue Dimensionen: „Der Fall ist mir auch nach 25 Jahren in Erinnerung, weil er besonders schlimm war.“ Er ergänzt: „Die Bilder sind verblasst, aber die Stimme des Täters ist noch heute präsent.“ Und holt ihn immer wieder ein. Das Gesamtgeschehen beschreibt der 72-Jährige mit wenigen Worten: „Die Tat, die intensive Fahndung unter Einbindung der Bevölkerung, die Festnahme, die Vorgeschichte des Täters, seine schnelle Verurteilung.“ Eine Zeitspanne zwischen dem 10. Juni und 16. Dezember 1992.

Die Realität ist brutaler, als Worte es ausdrücken können. „Bei allen Verbrechen nimmt man was mit nach Hause“, sagt Hans-Dieter Hilken. Diesmal ist das Päckchen besonders groß. Der damals 47-Jährige spricht mit seiner Frau – „aber nur über das, was sie wissen durfte“. Das hilft zumindest ein wenig.

Nach einem Hinweis aus der Bevölkerung wird K. am 17. Juni gefasst und ist geständig. Hans-Dieter Hilken erinnert sich: „Mit dem Zeitpunkt, als relativ sicher war, dass wir den Täter hatten, da habe ich eine Art von Erleichterung gespürt. In diesem Augenblick fällt einiges ab.“ In den nächsten Tagen wird der Fall mit den Kolleginnen und Kollegen aufgearbeitet. Hilken weiß um die Belastung für das gesamte Team: „Die Anspannung war groß, wir haben alles gegeben. Ja, da bin ich zufrieden nach Hause gegangen.“ Zufrieden, was immer das in einer solchen Situation heißen kann.

Kontakt zu K. hatte Hilken nicht. Seine Gefühle beschreibt er so: „Es war Wut.“ Umgehend folgt der Nachsatz: „Aber es musste eine kontrollierte Angelegenheit sein, alles andere wäre gefährlich gewesen.“ Entscheidend: „Der Täter hat seine Strafe bekommen und konnte nach seiner Verurteilung nichts mehr anrichten.“

Es gibt „zehn bis zwölf Verfahren“, die für den Generalstaatsanwalt a.D. Norbert Weise „dauerhaft präsent“ sind und vermutlich immer bleiben werden. An vorderster Stelle stehen zwei fast zeitgleiche Verbrechen an Kindern – die Ermordung von Shari in Weißenthurm und eines kleinen Mädchens aus dem Westerwald, das in einem Koffer gefunden wurde. „Schrecklich“, sagt Weise mit leiser Stimme und schüttelt den Kopf. Ein Wort genügt, um seine Erinnerung an die unfassbaren Geschehen noch näher zu bringen als gewohnt, um Details wach zu rufen und auch das eigene Handeln.

Der heute 73-Jährige ist im Ruhestand so geblieben, wie er acht Jahre als Leitender Oberstaatsanwalt und acht Jahre als Generalstaatsanwalt gewesen ist. „Ich bin ein Typ, der Emotionen hat, sie aber nicht nach außen kommen lässt.“ Bei den Ermittlungen gegen den Mörder von Shari kann und muss Weise das mehrfach zeigen – oder eben verbergen. Erfahrung und Disziplin helfen dabei, vor allem aber das Wissen: „Ich muss mir in einer solchen Situation der Gefahr bewusst sein, nicht objektiv zu handeln, und deswegen muss ich gegensteuern.“

Nicht immer einfach, erinnert er sich 25 Jahre später. Unvergessen ist der Blick in die Akten, der schockierende Bilder und Fakten offenbart. „Da geht man nach Hause und nimmt einiges mit, beschäftigt sich mit dem Gesehenen.“ Reden hilft weiter – aber immer nur allgemeines Reden, nie fallbezogenes. Das trägt Weise allein.

Nach Sharis Ermordung ist die Betroffenheit in der Bevölkerung groß. Mit K. ist der Täter nach wenigen Tagen gefunden, deshalb verspürt Norbert Weise bei den weiteren Ermittlungen keinen

Druck. Und als ein Sachverständiger bestätigt, dass die Stimme des anonymen Anrufers und die des festgenommenen Tatverdächtigen identisch sind und für den Experten deshalb zweifelsfrei feststeht: „Er ist es“, da empfindet Weise „ein Gefühl der Erleichterung“. Das tut gut in einer schwierigen Situation.

Dem Leitenden Oberstaatsanwalt ist es wichtig, dass die Ermittlungen schnell abgeschlossen werden und der Prozess gegen K. bald beginnen kann. „Es war dem öffentlichen Interesse geschuldet. Und die Justiz musste zeigen, dass sie in solchen Fällen sofort reagiert.“ Im Prozess ist der Täter geständig, leugnet allerdings, dass seine Tat geplant war. Das Gericht kommt zu einer anderen Überzeugung.

25 Jahre später, längst im Ruhestand, verfolgt Norbert Weise noch immer interessante Gerichtsverhandlungen und fragt sich hin und wieder: „Wie würdest du entscheiden?“ Da kennt der 73-Jährige nur eine Antwort, die für ihn von je her galt: „Wir müssen uns um die Belange der Opfer kümmern. Die Angehörigen sollen erkennen: Die Gesellschaft ist solidarisch.“ Am 3. Dezember 1992 beginnt der Prozess vor dem Schwurgericht Koblenz. Der Vorsitzende Richter, heute 87 Jahre alt, erinnert sich, möchte sich aber nicht mehr äußern. „Es ist alles gesagt.“ Gemeint ist der Prozess: Die Tat geschildert, der Angeklagte vernommen, das Urteil gesprochen. Das geschieht am 16. Dezember 1992: lebenslänglich. 25 Jahre Haft aufgrund der Schwere der Schuld.

25 Jahre später befürchtet der Richter, dass mit dem Rückblick alte Wunden aufgerissen werden könnten. Wohl kaum, denn durch die Wunden geht bis heute ein tiefer Riss. Er scheint nicht viel kleiner geworden, und er wird bleiben. Bei der Familie vor allem, aber auch bei jenen Menschen, die sich aufgrund ihres Berufes mit dem Tod von Shari befassen mussten.

Emotionen sind dem Vorsitzenden Richter nicht zu entlocken, da ist er noch immer ganz in Amt und Würde, mit festem Blick auf Recht und Gesetz. Er weiß natürlich um die Schwere der Tat und um das Leiden des Kindes und seiner Familie. „Aber der Täter wurde verurteilt, und er hat seine Strafe verbüßt.“ Was der Richter anfügt, mag vielen nicht gefallen, doch auch da geht er geradlinig weiter: „Der Täter hat Anspruch, resozialisiert zu werden. Ich wünsche, dass er es schafft, in die menschliche Gemeinschaft zurückzukehren.“ Diese Möglichkeit dürfe ihm nicht genommen werden. Irina Weber ist seit zehn Jahren wieder verheiratet, wohnt nicht mehr in Weißenthurm. In dunklen Stunden, und davon gibt es nach wie vor viele, findet sie Unterstützung, Verständnis und Hilfe bei ihrem Mann. Er hat die Veränderung seiner Frau miterlebt. „Ja, ich beiße inzwischen“, meint sie und lächelt. „Ich sage, was ich denke. Ich kann aber auch einstecken.“ Muss sie.

Sharis Grab hat die Mutter nach ihrem Umzug nur selten besucht. Um so mehr ist Irina Weber geschockt, als vor vier Jahren die Grabstätte nicht mehr da ist. Die zuständige Verbandsgemeinde Weißenthurm hat sie nach Ende der 20-jährigen Ruhezeit und einer öffentlichen Bekanntmachung sowie einer Markierung am Grab räumen lassen. Nach der Friedhofssatzung rechtens. Aber es sei unglücklich gelaufen, sagt Stadtbürgermeister Gerd Heim. Er macht sich deshalb dafür stark, eine Stele oder einen Gedenkstein mit neutraler Inschrift zu errichten – für Shari und für alle missbrauchten und ermordeten Kinder. Die Fraktionen im Stadtrat stimmen dem Vorschlag zu.

Vier Jahre sind seither vergangen. Das Vorhaben hat den Stadtbürgermeister nie ruhen lassen, sagt er. Ein Standort für die geplante Stele ist gefunden, Mittel stehen bereit. Im Bauausschuss stimmen vor einigen Tagen alle Fraktionen für eine Stele. In zwei Monaten, hofft Heim, wird sie stehen. Eine Inschrift soll an Kinder und Opfer von Gewaltverbrechen erinnern: „Nie vergessen.“

Gerd Heim handelt nicht nur als Verwaltungschef, die geplante Gedenkstätte ist ihm persönlich ein Anliegen. In der Kettiger Straße, also an Sharis Heimweg vom Kindergarten, ist seine Firma ansässig. „Die Kinder sind jeden Tag vorbeigegangen und bei unserem Hund stehen geblieben, auch Shari. Sie war ein liebes, aufgewecktes Mädchen“, erinnert er sich. Es sei schon schlimm gewesen, vom Verschwinden der Sechsjährigen zu hören. „Und als dann die Nachricht von ihrer Ermordung kam ...“ Die Errichtung einer Gedenkstätte hat Gerd Heim Sharis Mutter vor vier Jahren versprochen, dazu steht der Stadtbürgermeister von Weißenthurm. Für Irina Weber ist ein solches Zeichen wichtig – ein Gedenken an alle Kinder, denen Gewalt widerfuhr. So wie Shari. Vor 25 Jahren. Die Zeit heilt keine Wunden.

## **Das Restrisiko mindern**

K. lebte „auf Bewährung“. Mit 15 Jahren hatte er wegen versuchtem Mord und sexuellem Missbrauch erstmals vor einem Richter gestanden. Das Urteil: dreieinhalb Jahre Jugendstrafe. Aufgrund guter Führung und einer positiven Sozialprognose wurde die Haft in der JVA Wittlich verkürzt und zur Bewährung ausgesetzt. Nach dem Vorwurf eines versuchten Sexualdelikts an zwei neunjährigen Mädchen verlängerte der Richter die Bewährungszeit bis Ende 1992. Damit verbundene Auflagen, unter anderem eine Sexualtherapie, hielt K. nicht ein.

Musste Shari deswegen am 10. Juni 1992 sterben? War jemand mitverantwortlich? Justizminister und Oberlandesgerichtspräsident machten den Schuldigen schnell aus und setzten ein Vorermittlungsverfahren gegen den Bewährungshelfer von K. in Gang. Zu einem Verfahren kam es allerdings nicht, der Bewährungshelfer wurde abgemahnt. Dagegen klagte er, vergeblich. Seine Konsequenz: Er kündigte.

Der heute 71-Jährige möchte anonym bleiben. Der grauhaarige Mann drückt sich vorsichtig aus, wirkt äußerlich ruhig und sachlich in seinem Rückblick, lässt jedoch eine innere Anspannung vermuten. Er lächelt hin und wieder zweideutig, wenn er auf seine Vorgesetzten zu sprechen kommt. Er klagt nicht an, aber er beschönigt auch nicht. Er ahnte damals, dass Fragen auf ihn zukommen, nur die nach der Belastung stellte keiner. „Hätten Sie überwacht ...“ wurde ihm vorgeworfen. Er empfand das als „unfair“. Dennoch hinterfragte er sein Verhalten: „Hätte ich dies oder das anders gemacht?“ Eine Antwort darauf gab es nicht. Nur eine Gegenfrage: Wie bei Voraussetzungen, unter denen weder Hilfe noch Kontrolle so sein konnten, wie sie hätten sein müssen?

Die Dienststelle Koblenz der Bewährungshilfe ist flächenmäßig die größte in Rheinland-Pfalz und liegt sogar auf Bundesebene weit vorn. Günter Stendebach (63), vor 25 Jahren Sprecher auf Landesebene und heute der Koblenzer Stelle, erinnert sich an sein Entsetzen über den Mord an Shari. Aber auch über seine Wut im Bauch, weil dem für K. zuständigen Bewährungshelfer vom Dienstvorgesetzten keine positive Grundhaltung entgegengebracht wurde. Der Kollege habe nichts falsch gemacht, „aber man wollte von vornherein einen Sündenbock haben. Es musste jemand gefunden werden, der Schuld hat.“

Die Zahl der Therapeuten für Sexualstraftäter hat sich seit 1992 verbessert, sagt Stendebach, außerdem das Angebot für deren Fortbildung. Und auch die Zusammenarbeit von Bewährungshilfe und Polizei ist auf einem sehr guten Weg. Nicht zuletzt: Mit 36 Frauen und Männern registriert die Dienststelle Koblenz heute einen „Rekordstand“ an Bewährungshelfern, gleichwohl: „Die Belastungszahlen sind nicht geringer geworden.“ Das sagt selbst ohne konkrete Zahlen alles. Günter Stendebach ist seit 1979 Bewährungshelfer, engagiert und reich an Erfahrung. Er weiß: „Wir können noch so gut ausgestattet sein, die Straftaten werden bleiben.“ Deshalb kann es bei allem Einsatz nur ein Ziel geben: „Wir müssen das Restrisiko mindern.“

Der Bewährungshelfer von K. war für 49 Probanden zuständig – bei einer Halbtagsstelle. Ein Kollege, der K. zuvor betreut hatte, verunglückte durch einen Herzinfarkt. „Im selben Jahr haben wir ihn beerdigt. Er machte sich noch Vorwürfe, K. an mich vermittelt zu haben.“ Straftäter wie K. sind schwierig. „Zwei Mörder gegen einen Sexualstraftäter, hieß es unter uns Bewährungshelfern.“ Soll sagen: Bei Mördern ist die Wiederholungsgefahr geringer ...

Zu den Eltern von K. hatte der Bewährungshelfer einen guten Kontakt. Der Sohn gab sich weniger kooperativ, war schwierig, unzuverlässig, lax mit dem Einhalten der Auflagen, nahm Therapeuten-Termine nicht wahr. Und er missbrauchte und ermordete Shari – ein halbes Jahr vor Ende der Bewährungszeit. „Ich war entsetzt“, erinnert sich sein Bewährungshelfer. Später las er die Akte. „Das war schon heftig.“ Er hält inne. Die Zeit vor 25 Jahren sitzt noch tief. Lebenslänglich.

## **Die Schwere der Schuld festgestellt**

25 Jahre Freiheitsstrafe mindestens bedeutet das Urteil „lebenslänglich“, wenn der Richter eine besondere Schwere der Schuld feststellt, so bei K. nach dem Mord an Shari. Ein Sprecher des Justizministeriums bestätigt, dass der heute 48-Jährige noch in der Justizvollzugsanstalt Diez

einsitzt. Da er 1992 verhaftet und verurteilt wurde, könnte sein „lebenslänglich“ dieses Jahr beendet sein. Ob K. einen Antrag auf Freilassung gestellt hat, darf das Ministerium in Hinblick auf das „schutzwürdige private Interesse des Verurteilten“ nicht mitteilen.

Die Rechtslage allgemein: Bei der Verurteilung zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe mit Feststellung der besonderen Schwere der Schuld kann der Verurteilte nach Ablauf der Mindestverbüßungszeit jederzeit einen Antrag auf Aussetzung des Strafrestes zur Bewährung stellen. Im Fall einer Ablehnung kann das Gericht eine Frist von höchstens zwei Jahren festsetzen, vor deren Ablauf ein erneuter Antrag unzulässig ist. Wenn die Vollstreckung des Restes einer lebenslangen Freiheitsstrafe vom Gericht zur Bewährung ausgesetzt wird, beträgt die Bewährungszeit fünf Jahre. Eine Kontaktaufnahme unserer Zeitung zu K. scheitert. Josef Maldener, Leiter der JVA Diez, überbringt nur die Nachricht, dass K. „nicht einverstanden ist, wenn Auskünfte über ihn erteilt werden“.

Rhein-Zeitung vom 7. Juli 1992

**2017**

# Journal

Rhein-Zeitung

14. Oktober 2017

**D**ie zierliche Frau wirkt ein wenig unsicher und nervös. Sie spricht schnell, so, als wolle sie in wenigen Stunden nachholen, was 33 Jahre für sie nicht möglich war. Ende Mai liest Yvonne, deren Nachname ungenannt bleiben soll, unsere Reportage über den Mord an Shari vor 25 Jahren und findet sich darin als erstes Opfer des Mörders erwähnt, allerdings nicht namentlich genannt. Sie steht für das, was acht Jahre vorher geschah und was das unmenschliche Handeln des Täters bekräftigt – 1992 an Shari und acht Jahre zuvor an Yvonne. Die hat im Moment des Lesens ihr Schicksal ganz nah vor Augen und weiß: „Man muss reden. Du musst reden. Egal, wie viele Jahre vergangen sind.“ Es dauert noch einmal mehrere Wochen, bis Yvonne völlig sicher ist: „Ich möchte nicht mehr schweigen.“ Wir treffen uns.

In manchen Dingen, sagt Yvonne, da ist sie vorsichtiger geworden. Geheuer beschreiben kann sie eine mögliche Situation nicht. Nein, Angst ist es nicht, glaubt sie. Es ist halt die Erinnerung an die schlimmsten Stunden ihres Lebens, und die 42-Jährige vermutet: „Das wird so bleiben.“ Auch, wenn sie lieber der lebensfrohe Typ sein möchte und das inzwischen wieder öfter ist. Nur die Familie und wenige Freunde kennen ihre Vergangenheit. Zwei kleine Zeitungsausschnitte und einige Seiten aus der Akte des Anwalts dokumentieren die Geschehnisse, die Mutter hat die Blätter des Grauens aufbewahrt. Die grausamen Erinnerungen selbst trägt die Tochter.

Yvonne Kindheit im Koblenzer Stadtteil Rübenach ist unbeschwert. Sie wächst als Einzelkind auf, die Eltern lassen ihr alle Freiheiten und verwöhnen die Tochter. Die liebt das Reiten und das Ballett, ist im Turnverein, mag in der Schule die Fächer Physik und Chemie. Tierärztin möchte sie einmal werden.

Den späteren Täter, einen 15-jährigen Jungen aus dem Stadtteil, kennt Yvonne nur vom Namen und vom Sehen, weiß, wo er wohnt. Zu ihrer Clique gehört er nicht. Weil er schwerwichtig ist, wird K. von einigen Kindern gehänselt. „Deutsche Panzer rollen“, wird ihm manchmal nachgerufen. Yvonne tut das nicht.

### Was im Herbst 1984 geschied, verändert ihre Kindheit.

Und ihr Leben. Am 30. Oktober hat ihr Opa Geburtstag. Die Enkelin soll die Eltern zum Gratulieren begleiten, doch Mutter Roswitha kann ihre Tochter dazu nicht überreden. Sie will lieber spielen, geht wie so oft durchs Waldchen. „Da kam er mir entgegen.“ Diese fünf Worte klingen langsamer und härter als das vorher Gesagte.

Dem flüchtigen „Hallo“ bei der Begegnung der beiden Kinder folgt ein Martyrium, dessen Einzelheiten auch 33 Jahre später beim Opfer präsent sind. „Er nahm mich in den Schwitzkasten und hielt mir ein Messer an den Hals.“ Yvonne wird in einen Schuppen gedrängt, muss sich ausziehen. Sie hat Todesangst. „Das nächste mal hörst du auf deine Mutter“, schreit es ihr durch den Kopf. Gedanken, die ihr bis heute nachhängen.

Die geplante Vergewaltigung scheitert. Yvonne droht, nach Hause zu laufen und die Polizei anzurufen. Daraufhin ergreift der Junge ein Kettloch und schlägt es auf den Hals des auf dem Boden liegenden Mädchens. Allerdings bleibt der Balken in einer Leier hängen, sodass die Gewalt des Schläges gemindert wird. Dennoch schneit Yvonne vor Schmerzen und ahnt nicht, zu was ihr Peiniger in den nächsten Minuten noch fähig sein wird. Er legt dem Mädchen einen Gürtel um den Hals, befestigt ihn an einem Nagel und stößt das Opfer von einer Erhöhung. „Ich war in Schockstarre“, schildert Yvonne diese Momente. Als der Gürtel reißt, hat sie ein zweites Mal überlebt, trägt Schürfwunden auf dem Rücken davon. Der Täter gibt nicht auf. Er kniet vor seinem Opfer und legt ihm den Gürtel um den Hals. „Wenn du was erzählst, sagte er zu mir, dann bringe ich dich um.“



Sie war das erste Opfer. Nach 33 Jahren spricht Yvonne erstmals öffentlich darüber, was K. ihr angetan hat.

Foto: Gabi Novak-Oster

Die heute 42-Jährige erzählt ruhig, hin und wieder stockend, dann wieder schnell. Es ist ihr nicht gleich anzumerken, was sie hinter sich hat – und doch immer mit sich trägt. Und so lässt sich nur erahnen oder vermuten, wie es in ihr wirklich aussieht.

Yvonne muss sich wieder anziehen, K. beendet sein Tun. Aus Mitleid, sagt er später vor Gericht. „Ich war geschockt“, reagiert sein Opfer auf diese Aussage und nennt den wahren Grund. „Eine Frau ging in der Nähe des Schuppens vorbei, das störte ihn.“ Die Neunjährige „darf“ gehen und weiß: „Ich hatte einen guten Schutzengel.“ Der Fußweg nach Hause dauert etwa zwei Minuten. Dahinein ist niemand. Leere und still. Yvonne rutt bei ihrem Opa an: „Mama, kann mich jemand abholen?“ Vom Geschehen erzählt die Neunjährige nichts und bleibt zunächst einmal mit dieser Qual allein. Nur weinen und nicht reden können, das tut doppelt weh. Erst bei

einem weiteren Anruf ahnt die Mutter: „Da stimmt was nicht.“ Sie findet ihre Tochter „heulend und hysterisch“ vor und nimmt Yvonne mit zu ihrem Großvater. Die Eltern gehen davon aus, dass ihre Tochter verprügelt wurde, fahren zur Familie von K. und stellen den Jungen zur Rede. Yvonne liegt derweil auf dem Sofa ihres Opas. Sie hat Schmerzen, der Hals schwillt an, er ist von Striemen gezeichnet. Der Hausarzt schickt das Mädchen ins Krankenhaus, dort wird eine schwere Kehlkopfverletzung diagnostiziert. Fotos werden gemacht. Die Neunjährige erzählt ihrer Mutter, was wirklich passiert ist.

Die Eltern verständigen die Polizei, eine Kripobeamtin unterhält sich mit Yvonne. Wie werden die Eltern reagieren, wenn sie die ganze Schwere der Tat erfahren? Natürlich sind Sie geschockt, vor allem Vater Karl-Heinz leidet. „Er kann heute noch nicht darüber reden.“ Er geht immer weg,

wenn das Thema aufkommt. Er hat zu kämpfen.“ Die Tochter bei diesen Worten auch.

Zwei Wochen bleibt Yvonne im Krankenhaus. Eine Psychologin rät den Eltern: „Lassen Sie Ihre Tochter in Ruhe, fragen Sie nicht. Wenn Ihre Tochter reden will, kommt sie von allein.“ Das dauert. Wer von ihren Freunden von dem Geschehen erfährt, bekommt die Neunjährige nicht mit. „Einige wussten es, aber ich wurde nie darauf angesprochen.“ Yvonne hält inne, erinnert sich, dass ausgesprochen eine Freundin fragte, „ob ich das wollte und ob ich ihn gemacht hätte“. Das verletzt sie. „Da war ich einfach wütend.“

„Er nahm mich in den Schwitzkasten und hielt mir ein Messer an den Hals.“

Yvonne erinnert sich an die ersten Augenblicke in der Hand des Täters.

### Einige Monate später beginnt der nichtöffentliche Prozess.

Auf Anraten des Anwalts verzichten die Eltern auf eine Nebenklage, Yvonne wäre ansonsten im Detail vernommen worden. So wird sie nur zu ihrer Person befragt. Genug für eine Neunjährige.

K. wird wegen gefährlicher Körperverletzung in Tateinheit mit sexueller Nötigung zu einer dreieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt. Yvonne Eltern – und nicht nur die – sind entsetzt. „Was muss noch alles passieren?“ Das Wort Skandal macht die Runde und ist bis heute nicht verstummt.

Doch für die Familie des Opfers kommt es noch schlimmer. Die Großeltern und die Eltern erhalten mehrfach Anrufe. Der arme Junge, heißt es immer wieder. „Er ist noch ein Kind. Das kann er nicht getan haben. Und wieso hat sich das Mädchen nicht gewehrt?“, fragen sich einige im Dorf. Die Antwort gibt Yvonne heute: „In einer solchen Situation wehrt man sich nicht.“ Aus Angst, dass noch mehr passiert. Aus Todesangst. Viele Bürger des Stadtteils beeindruckt das nicht, sie starten eine Unterschriftenaktion, machen sich für K. stark. Sogar der Pfarrer ergreift Partei für ihn. Yvonne erinnert sich, einmal heulend aus der Kirche gelaufen zu sein.

„Vielleicht genieße ich mein Leben mehr, als ich es sonst getan hätte.“

Das Verbrechen vor 33 Jahren hat beim Opfer bis heute Spuren hinterlassen.

### Kommentar

### Offene Worte

Muss das sein? Nach 33 Jahren noch? Eine Frau spricht über ein Verbrechen, das ihr als Neunjährige widerfuhr. 1984. Sie offenbart eine unvorstellbar brutale Tat, die vom Gericht mit einer milden Strafe geahndet wurde. Denn der Richter sah den Körper des Mädchens lediglich „gefährlich verletzt“, nicht aber mehrfach dem Tod nahe. Als die Haft für den Täter aufgrund günstiger Sozialprognose verkürzt wurde, folgte seiner Entlassung weiteres Unheil – bis hin zur Ermordung der sechsjährigen Shari 1992. Yvonne war sein erstes Opfer. Sie litt, überlebte – und schwieg. Und ist damit keine Ausnahme. Viele Menschen, die Leid ertragen mussten oder müssen – ob im Krieg oder bei Katastrophen, ob im Kinderheim oder in der Familie –, sie schweigen über das Geschehen. Sie wollen nicht reden.



Gabi Novak-Oster lernte eine starke Frau kennen

Sie können es nicht. Nicht über das Gestern und nicht über das Heute. Nicht über körperliche Qualen und nicht über seelische Schmerzen. Nicht über die Täter. Die Opfer wollen vergessen und verdrängen, doch das gelingt nur selten. Das Trauma bleibt, meist lebenslang. Yvonne schildert heute öffentlich und offen, was sie lange nur ihrer Familie und engsten Freunden anvertraut hatte. Es ist mutig, nach mehr als drei Jahrzehnten diesen Schritt zu tun. Doch Yvonne will gleichsam Betroffene ermuntern: Schweigen hilft den Tätern, nicht den Opfern. Das Reden kann nicht vergessen machen, aber es erleichtert. Ja, es muss sein. Auch nach 33 Jahren noch.

E-Mail: gabi.novak-oster@rhein-zeitung.net

Was immer im Dorf gesagt wird, Yvonne Familie rückt eng zusammen. „Ich wäre weggezogen“, sagt die heute 42-Jährige. Sie hätte resigniert. Ihre Eltern bleiben – mit ihrer Tochter. „Das hat unser Verhältnis gestärkt.“ Die Großeltern möchten ihre Enkelin am liebsten in einen Glaskasten packen. „Das wäre ganz verkehrt gewesen. Die Eltern haben mich laufen lassen, und das war gut so. So bin ich stark geworden fürs Leben.“

Der Täter wird wegen guter Prognose früher aus der Haft entlassen. „Und er kam ins Dorf zurück.“ Yvonne fasst sich an den Arm – Gänsehaut. „Aber ich glaube, ich bin ihm nie über den Weg gelaufen.“ Und seine Eltern seien immer auf die andere Straßenseite gegangen. „Die haben doch auch gelitten.“ Angst im Dorf zu leben, in der Nachbarschaft ihres Peinigers, das hat Yvonne nicht. Hatte sie sich wenigstens eine Entschuldigung erhofft? „Nein“, die Antwort kommt spontan und eindeutig. Und so ist und so bleibt es auch.

1992. Yvonne ist 16, in Weilenthurm die sechsjährige Shari ermordet wird. Die Stimme des Täters wird auf einem Band veröffentlicht, doch auf Anraten ihrer Mutter hört die Tochter es nicht ab. Tage später wird K. gefasst und gesteht den Mord. „Meine Mutter und meine Patentante haben geschrien und gehult. Ganz schlimm.“ Das Verbrechen an Shari entsteht natürlich, aber es wühlt auch die Erinnerung an das eigene Leiden auf. „Das alles hätte mir passieren können.“ Yvonne schüttelt den Kopf. „Ich war unter Schock.“ Und wie reagiert die Bevölkerung, die zuvor für K. auf die Straße gegangen war? Die einen wollen nicht mitgemacht haben, erinnert sich Yvonne. Andere stehen zu ihrer Fehleinschätzung und wissen jetzt: „Er tut es ja doch.“ Er hat es getan.

Das Verbrechen berührt die Bevölkerung weit über den Ort des Geschehens hinaus. Auch das Interesse an dem schon bald stattfindenden Prozess ist groß. Yvonne sitzt im Gerichtssaal, gemeinsam mit ihrer Mutter und einer Freundin. Natürlich wird nicht nur über den zu verhandelnden Mord gesprochen, sondern auch über das, was vorher geschah. Ausführlich über das erste Opfer also. „Das bist du“, merkt Yvonne plötzlich und erschrickt. „Da ist alles wieder hochgekommen.“ Im Prozess wird das Verbrechen an ihr ausführlich behandelt. Sie hört die Schilderung zum ersten Mal und ist fast überrascht: „Ja, das stimmte alle. So war es gewesen.“ Die Mutter bricht in Tränen aus, Yvonne ist entsetzt: „Wie viele Schutzengel hat man?“ Es müssen einige gewesen sein.

Jetzt endlich, nach acht Jahren, erfährt die inzwischen 17-Jährige im Detail, was mit ihr geschah ist. Bei allem Leid, Yvonne ist froh, dass es zu keiner Vergewaltigung gekommen war, das erleichtert den Weg zu einem Partner. „Aber was ich bis heute nicht haben kann, wenn mich jemand in den Schwitzkasten nimmt.“ Da sind auch 33 Jahre noch zu kurz. Wie hat das Geschehen das Leben beeinflusst oder gar verändert? Darüber hat Yvonne oft nachgedacht. „Was wäre ich, wenn das alles nicht passiert wäre?“ Eine Antwort hat sie darauf nicht gefunden, und das wird wohl auch so bleiben. Die 42-Jährige hält inne, will unbedingt eine Antwort finden. „Vielleicht genieße ich das Leben mehr, als ich es sonst getan hätte.“ Längst ist sie in einen anderen Ort gezogen.

Manchmal gelingt es, nicht an die Vergangenheit und an das Verbrechen zu denken. Meist aber sind die Erinnerungen daran intensiv. Mit guten Freundinnen kann Yvonne immer reden, vor allem mit Mutter Roswitha. Yvonne bewundert sie: „Sie ist so stark.“ Vielleicht aber ist sie es nur für die Tochter. Wie dem auch ist, „Ich habe meinen Eltern viel zu verdanken.“

Nach 33 Jahren erzählt Yvonne ihre Geschichte. „Ich bin froh, dass Sie ein offenes Ohr für mich hatten“, sagt sie später. Das hat ihre Schilderung über das Verbrechen vorausgesetzt. Mehr noch: Das Reden soll ähnlich Betroffene ermuntern: „Macht den Mund auf! Traut euch!“ Ganz groß, diese zierliche Yvonne.

GABI NOVAK-OSTER

# „Ich möchte nicht mehr schweigen“

Eine Reportage von Gabi Novak-Oster

Ihr Name wurde öffentlich nie genannt. Das Verbrechen an ihr blieb anonym. Nur wenige Worte und vage Umschreibungen für das, was „vorher“ geschah. Vor dem Mord an Shari. Sie war das Mädchen, das K. 1984 brutal gequält hatte. Sein erstes Opfer. Die Neunjährige überlebte nur knapp. 33 Jahre später spricht die heute 42jährige erstmals darüber: „Ich möchte nicht mehr schweigen.“

Die zierliche Frau wirkt ein wenig unsicher und nervös. Sie spricht schnell, so, als wolle sie in wenigen Stunden nachholen, was 33 Jahre für sie nicht möglich war. Ende Mai liest Yvonne unsere Reportage über den Mord an Shari vor 25 Jahren und findet sich darin als erstes Opfer des Mörders erwähnt, allerdings nicht namentlich genannt. Sie steht für das, was acht Jahre vorher geschah und was das unmenschliche Handeln des Täters bekräftigt – 1992 an Shari und acht Jahre zuvor an Yvonne. Die hat im Moment des Lesens ihr Schicksal ganz nah vor Augen und weiß: „Man muss reden. Du musst reden. Egal, wie viele Jahre vergangen sind.“ Es dauert noch einmal mehrere Wochen, bis Yvonne völlig sicher ist: „Ich möchte nicht mehr schweigen.“ Wir treffen uns.

In manchen Dingen, sagt Yvonne, da ist sie vorsichtiger geworden. Genauer beschreiben kann sie eine mögliche Situation nicht. Nein, Angst ist es nicht, glaubt sie. Es ist halt die Erinnerung an die schlimmsten Stunden ihres Lebens, und die 42jährige vermutet: „Das wird so bleiben.“ Auch, wenn sie lieber der lebensfrohe Typ sein möchte und das inzwischen wieder öfter ist. Nur die Familie und wenige Freunde kennen ihre Vergangenheit. Zwei kleine Zeitungsausschnitte und einige Seiten aus der Akte des Anwalts dokumentieren die Geschehnisse, die Mutter hat die Blätter des Grauens aufbewahrt. Das Grauen selbst trägt die Tochter.

Yvones Kindheit im Koblenzer Stadtteil Rübenach ist unbeschwert. Sie wächst als Einzelkind auf, die Eltern lassen ihr alle Freiheiten und verwöhnen die Tochter. Die liebt das Reiten und das Ballett, ist im Turnverein, mag in der Schule die Fächer Physik und Chemie. Tierärztin möchte sie einmal werden.

Den späteren Täter, einen 15jährigen Jungen aus dem Stadtteil, kennt Yvonne nur vom Namen und vom Sehen, weiß, wo er wohnt. Zu ihrer Clique gehört er nicht. Weil er schwergewichtig ist, wird K. von einigen Kindern gehänselt. „Deutsche Panzer rollen“, wird ihm manchmal nachgerufen. Yvonne tut das nicht.

Was im Herbst 1984 geschieht, verändert ihre Kindheit und ihr Leben.

Am 30. Oktober hat der Opa Geburtstag. Die Enkelin soll die Eltern zum Gratulieren begleiten, doch Mutter Roswitha kann ihre Tochter dazu nicht überreden. Sie will lieber spielen, geht wie so oft durchs Wäldchen. „Da kam er mir entgegen.“ Diese fünf Worte klingen langsamer und härter als das vorher Gesagte.

Dem flüchtigen „Hallo“ bei der Begegnung der beiden Kinder folgt ein Martyrium, dessen Einzelheiten auch 33 Jahre später beim Opfer präsent sind. „Er nahm mich in den Schwitzkasten und hielt mir ein Messer an den Hals.“ Yvonne wird in einen Schuppen gedrängt, muss sich ausziehen. Sie hat Todesangst. „Das nächste mal hörst du auf deine Mutter“, schießt es ihr durch den Kopf. Heute muss sie über ihre Gedanken von damals oft nachdenken.

Die geplante Vergewaltigung scheitert. Yvonne droht, nach Hause zu laufen und die Polizei anzurufen. Daraufhin ergreift der Junge ein Kantholz und schlägt es auf den Hals des auf dem Boden liegenden Mädchens. Allerdings bleibt der Balken in einer Leiter hängen, so dass die Gewalt des Schlages gemindert wird. Dennoch schreit Yvonne vor Schmerzen und ahnt nicht, zu was ihr Peiniger in den nächsten Minuten noch fähig sein wird.

Er legt dem Mädchen einen Gürtel um den Hals, befestigt ihn an einem Nagel und stößt das Opfer von einer Erhöhung. „Ich war in Schockstarre“, schildert Yvonne diese Momente. Als der Gürtel reißt, hat sie ein zweites Mal überlebt, trägt Schürfwunden auf dem Rücken davon. Der Täter gibt nicht auf. Er kniet vor seinem Opfer und legt ihm den Gürtel um den Hals. „Wenn du was erzählst, sagte er zu mir, dann bringe ich dich um.“

Die heute 42jährige erzählt ruhig, hin und wieder stockend, dann wieder schnell. Es ist ihr nicht gleich anzumerken, was sie hinter sich hat – und noch immer mit sich trägt. Und so lässt sich nur erahnen oder vermuten, wie es „drinnen“ wirklich aussieht.

Yvonne muss sich wieder anziehen, K. beendet sein Tun. Aus Mitleid, sagt er später vor Gericht. „Ich war geschockt“, reagiert sein Opfer auf diese Aussage und nennt den wahren Grund. „Eine Frau ging in der Nähe des Schuppens vorbei, das störte ihn.“ Die Neunjährige „darf“ gehen und weiß: „Ich hatte einen guten Schutzengel.“

Der Fußweg nach Hause dauert etwa zwei Minuten. Daheim ist niemand. Leere und Stille. Yvonne ruft bei ihrem Opa an: „Mama, kann mich jemand abholen?“ Vom Geschehen erzählt die Neunjährige nichts und bleibt zunächst einmal mit dieser Qual alleine. Nur weinen und nicht reden können, das tut doppelt weh. Erst bei einem weiteren Anruf ahnt die Mutter: „Da stimmt was nicht.“ Sie findet ihre Tochter „heulend und hysterisch“ vor und nimmt Yvonne mit zu ihrem Großvater. Die Eltern gehen davon aus, dass ihre Tochter verprügelt wurde, fahren zur Familie von K. und stellen den Jungen zur Rede. Yvonne liegt derweil auf dem Sofa ihres Opas. Sie hat Schmerzen, der Hals schwillt an, er ist von Striemen gezeichnet. Der Hausarzt schickt das Mädchen ins Krankenhaus, dort wird eine schwere Kehlkopfverletzung diagnostiziert, Fotos werden gemacht. Die Neunjährige erzählt ihrer Mutter, was wirklich passiert ist.

Die Eltern verständigen die Polizei, eine Kripobeamtin unterhält sich mit Yvonne. Wie werden die Eltern reagieren, wenn sie die ganze Schwere der Tat erfahren? Natürlich sind Sie geschockt, vor allem Vater Karl-Heinz leidet. „Er kann heute noch nicht darüber reden. Er geht immer weg, wenn das Thema kommt. Er hat zu kämpfen.“ Die Tochter bei diesen Worten auch.

Zwei Wochen bleibt Yvonne im Krankenhaus. Eine Psychologin rät den Eltern: „Lassen Sie Ihre Tochter in Ruhe, fragen Sie nicht. Wenn Ihre Tochter reden will, kommt sie von alleine.“ Das dauert.

Wer von ihren Freunden von dem Geschehen erfährt, bekommt die Neunjährige nicht mit. „Einige wussten es, aber ich wurde nie darauf angesprochen.“ Yvonne hält inne, erinnert sich, dass ausgerechnet eine Freundin fragte, „ob ich das wollte und ob ich ihn angemacht hätte“. Das verletzt sie. „Da war ich einfach wütend.“

Einige Monate später beginnt der nichtöffentliche Prozess. Auf Anraten des Anwalts verzichten die Eltern auf eine Nebenklage, Yvonne wäre ansonsten im Detail vernommen worden. So wird sie nur zu ihrer Person befragt. Genug für eine Neunjährige.

K. wird wegen gefährlicher Körperverletzung in Tateinheit mit sexueller Nötigung zu einer dreieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt. Yvonne's Eltern – und nicht nur die – sind entsetzt. „Was muss noch alles passieren?“ Das Wort Skandal macht die Runde und ist heute nicht verstummt.

Doch für die Familie des Opfers kommt es noch schlimmer. Die Großeltern und die Eltern erhalten mehrfach Anrufe. Der arme Junge, heißt es immer wieder. Er ist noch ein Kind. Das kann er nicht getan haben. Und wieso hat sich das Mädchen nicht gewehrt?, fragen sich einige im Dorf. Die Antwort gibt Yvonne heute: „In einer solchen Situation wehrt man sich nicht.“ Aus Angst, dass noch mehr passiert. Aus Todesangst. Viele Bürger des Stadtteils beeindruckt das nicht, sie starten eine Unterschriftenaktion, machen sich für K. stark. Sogar der Pfarrer ergreift Partei für ihn. Yvonne erinnert sich, einmal heulend aus der Kirche gelaufen zu sein.

Was immer im Dorf gesagt wird, Yvonne's Familie rückt eng zusammen. „Ich wäre weggezogen“, sagt die heute 42jährige. Sie hätte resigniert. Ihre Eltern bleiben – mit ihrer Tochter. „Das hat unser Verhältnis gestärkt.“ Die Großeltern möchten ihre Enkelin am liebsten in einen Glaskasten packen. „Das wäre ganz verkehrt gewesen. Die Eltern haben mich laufen lassen, und das war gut so. So bin ich stark geworden fürs Leben.“

Der Täter wird wegen guter Prognose früher aus der Haft entlassen. „Und er kam ins Dorf zurück.“ Yvonne fasst sich an den Arm – Gänsehaut. „Aber ich glaube, ich bin ihm nie über den Weg gelaufen.“ Und seine Eltern seien immer auf die andere Straßenseite gegangen. „Die haben doch auch gelitten.“ Angst im Dorf zu leben, in der Nachbarschaft ihres Peinigers, das hat Yvonne nicht. Hatte sie sich wenigstens eine Entschuldigung erhofft? „Nee“, die Antwort kommt spontan und eindeutig. Und so ist und so bleibt es auch.

1992. Yvonne ist 16, als in Weißenthurm die sechsjährige Shari ermordet wird. Die Stimme des Täters wird auf einem Band veröffentlicht, doch auf Anraten ihrer Mutter hört die Tochter es nicht ab. Tage später wird K. gefasst und gesteht den Mord. „Meine Mutter und meine Patentante haben geschrien und geheult. Ganz schlimm.“ Das Verbrechen an Shari entsetzt natürlich, aber es wühlt auch die Erinnerung an das eigene Leiden auf. „Das alles hätte mir passieren können.“ Yvonne schüttelt den Kopf. „Ich war unter Schock.“ Und wie reagiert die Bevölkerung, die zuvor für K. auf die Straße gegangen war? Die einen wollen nicht mitgemacht haben, erinnert sich Yvonne. Andere stehen zu ihrer Fehleinschätzung und wissen jetzt: „Er tut es ja doch.“ Er hat es getan.

Das Verbrechen berührt die Bevölkerung weit über den Ort des Geschehens hinaus, und auch das Interesse an dem schon bald stattfindenden Prozess ist groß. Yvonne sitzt im Gerichtssaal, gemeinsam mit ihrer Mutter und einer Freundin. Natürlich wird nicht nur über den zu verhandelnden Mord gesprochen, sondern auch über das, was vorher geschah. Ausführlich über das erste Opfer also. „Das bist du“, merkt Yvonne plötzlich und erschrickt. „Da ist alles wieder hochgekommen.“ Im Prozess wird das Verbrechen an ihr ausführlich behandelt. Sie hört die Schilderung zum ersten Mal und ist fast überrascht: „Ja, das stimmte alles. So war es gewesen.“ Die Mutter bricht in Tränen aus, Yvonne ist entsetzt: „Wie viel Schutzengel hat man?“ Es müssen einige gewesen sein.

Jetzt endlich, nach acht Jahren, erfährt die inzwischen 17jährige im Detail, was mit ihr geschehen ist. Bei allem Leid, Yvonne ist froh, dass es zu keiner Vergewaltigung gekommen war, das erleichtert den Weg zu einem Partner. „Aber was ich bis heute nicht haben kann, wenn mich jemand in den Schwitzkasten nimmt.“ Da sind auch 33 Jahre noch zu kurz. Wie hat das Geschehen das Leben beeinflusst oder gar verändert? Darüber hat Yvonne oft nachgedacht. „Was wäre ich, wenn das alles nicht passiert wäre?“ Eine Antwort hat sie darauf nicht gefunden, und das wird wohl auch so bleiben. Die 42jährige hält inne, will unbedingt eine Antwort finden: „Vielleicht genieße ich das Leben mehr, als ich es sonst getan hätte.“ Längst ist sie in einen anderen Ort gezogen.

Manchmal gelingt es, nicht an die Vergangenheit und an das Verbrechen zu denken. Meist aber sind die Erinnerungen daran intensiv. Mit guten Freundinnen kann Yvonne immer reden, vor allem

mit Mutter Roswitha. Yvonne bewundert sie: „Sie ist so stark.“ Vielleicht aber ist sie es nur für die Tochter. Wie dem auch ist: „Ich habe meinen Eltern viel zu verdanken.“

Nach 33 Jahren erzählt Yvonne ihre Geschichte. „Ich bin froh, dass Sie ein offenes Ohr für mich hatten“, sagt sie später. Das freilich hat ihre Schilderung über das Verbrechen vorausgesetzt. Mehr noch: Das Reden soll ähnlich Betroffene ermuntern: „Macht den Mund auf! Traut euch!“ Ganz groß, diese zierliche Yvonne.

Der Kommentar von Gabi Novak-Oster:

## HÜ: Offene Worte

Muss das sein? Nach 33 Jahren noch?

Eine Frau spricht über ein Verbrechen, das ihr als Neunjährige widerfuhr. 1984. Sie offenbart eine unvorstellbar brutale Tat, die vom Gericht mit einer milden Strafe geahndet wurde. Denn der Richter sah den Körper des Mädchens lediglich „gefährlich verletzt“, nicht aber mehrfach dem Tod nahe. Als die Haft für den Täter aufgrund günstiger Sozialprognose verkürzt wurde, folgte seiner Entlassung weiteres Unheil – bis hin zur Ermordung der sechsjährigen Shari 1992.

Yvonne war sein erstes Opfer. Sie litt, überlebte – und schwieg. Und ist damit keine Ausnahme. Viele Menschen, die Leid ertragen mussten oder müssen – ob im Krieg oder bei Katastrophen, ob im Kinderheim oder in der Familie –, sie schweigen über das Geschehen. Sie wollen nicht reden. Sie können es nicht. Nicht über das Gestern und nicht über das Heute. Nicht über körperliche Qualen und nicht über seelische Schmerzen. Nicht über die Täter. Die Opfer wollen vergessen und verdrängen, doch das gelingt nur selten. Das Trauma bleibt, meist lebenslang.

Yvonne schildert heute öffentlich und offen, was sie lange nur ihrer Familie und engsten Freunden anvertraut hatte. Es ist mutig, nach mehr als drei Jahrzehnten diesen Schritt zu tun. Doch Yvonne will gleichsam Betroffene ermuntern: Schweigen hilft den Tätern, nicht den Opfern. Das Reden kann nicht vergessen machen, aber es erleichtert.

Ja, es muss sein. Auch nach 33 Jahren noch.